PRINZIPIEN DER CHARAKTEROLOGIE

VON

DR. LUDWIG KLAGES

DRITTE UNVERÄNDERTE AUFLAGE

MIT 3 TABELLEN

LEIPZIG 1921
BEI JOHANN AMBROSIUS BARTH

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
SEP 13 1921
LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Auflage.

Überlastet mit Arbeiten, die keinen Aufschub duldeten, ist Verfasser zu seinem größten Bedauern nicht in der Lage gewesen, den Text der Neuauflage der „Prinzipien" der in mehr als einer Beziehung notwendigen Umarbeitung zu unterziehen. Von Wünschen und Anfragen gedrängt, hat er sich schweren Herzens entschließen müssen, das Buch noch einmal in der ursprünglichen Gestalt hinauszuschicken. Für solche, die mit dem Entwicklungsgang seiner Forschungen noch unbekannt sind, sei hier mit wenigen Worten zum Ausdruck gebracht, in welcher Richtung das Buch der Abänderung wäre bedürftig gewesen.

Seine Hauptmängel liegen teilweise schon im Aufbau, noch mehr aber in der Form, die bei viel zu großer Dichtigkeit an einem ausschweifenden Gebrauch von Kunstwörtern leidet. Sie bestehen endlich in einer Unfertigkeit sachlicher Natur: der zwar zielsicher einsetzenden, aber nicht durchgeführten Lehre vom Bewußtsein.

Obwohl nun aber die Behebung so schwerwiegender Unvollkommenheiten Umstellungen und Erweiterungen mit sich brächte, deren Umfang nicht einmal schätzungsweise im voraus zu ermessen ist, so darf Verfasser doch mit gutem Gewissen versichern, daß die dargebotenen charakterologischen Grundanschauungen noch heute seiner Überzeugung entsprechen und auch inzwischen die Probe bestanden haben auf dem Felde einer Deutungsausübung, die an Fülle der Einzelerfahrungen wahrscheinlich von keiner anderen Methode der Seelenforschung erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Im Bewußtsein dessen glaubt er diese Einleitung in die Wissenschaft vom Charakter trotz ihrer Unvollkommenheiten der Beachtung aller empfehlen zu dürfen, die zum Problem der Persönlichkeit ein lebendiges Verhältnis haben.

Kilchberg, am Zürichsee 1919.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Vorwort zur dritten Auflage.

Wenn das Buch aus denselben Gründen, die eine Umarbeitung der zweiten Auflage verhinderten, auch noch zum dritten Mal leider unverändert zur Ausgabe kommt, so darf der Hauptmangel jetzt insofern wenigstens einigermaßen dennoch für behoben gelten, als erfreulicherweise verwiesen werden kann auf die inzwischen im gleichen Verlage erschienene Schrift des Verfassers: „Vom Wesen des Bewußtseins", welche die Entstehungsbedingungen des Urteilsvermögens behandelt und die lebenswissenschaftlichen Grundbegriffe Geist, Seele, Leib zu schärfster Ausprägung bringt. Wer sich aus ihr über die biologischen Elemente unterrichtet, die den Unterbau sämtlicher Forschungen des Verfassers bilden, wird die Befunde der „Prinzipien" unschwer selber zu ergänzen und zu verbessern vermögen.

Kilchberg am Zürichsee 1920.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Kapitel.

Seite

Verhältnis der Schulpsychologie zur Charakterkunde 1

Die Wissenschaft vom Charakter als Postulat aller Geisteswissenschaften. Versagen der bisherigen Psychologie. Falsche Ansichten vom seelisch Einfachen und „Gegebenen". Erfolglosigkeit der experimentellen Methode. Die Psychologie eine Lehre von den Intellektualvorgängen. Gründe des Scheiterns ihrer Exkursionen ins Gebiet der Charakterkunde. — Vorläufer der charakterologischen Richtung. Besondere Bedeutung Nietzsches. Die Hauptindizien psychologischer Geisteshaltung. Die Morphologie der Charaktere und ihre Beziehung zur Physiognomik.

II. Kapitel.

Begriff, Aufgaben und Methoden 16

Dreifacher Sinn des Wortes „Charakter". Exemplifizierung der drei Bedeutungen. Eigenart der allgemeinsten. Symbolität aller ursprünglichen Apperzeption. Definition der Persönlichkeit. Selbstkenntnis als Voraussetzung der Kenntnis anderer. — Bedingungen der Selbsterforschung. Bedeutung des Erlebens und Handelns. Die Fähigkeit der Selbstbesinnung. Fördernde und hemmende Wirkung der Affekte. Kontrolle durch sprachlich fixierte Kategorien. — Kritik der „Anlage". Die Hauptaufgaben einer Untersuchung der Namen. Ungehobene Wissensschätze bei den Weisen aller Zeiten und Völker.

III. Kapitel.

Materie, Struktur und Qualität des Charakters 34

Der Begriff der „Begabung". Die individuelle Maximalgrenze der Leistungsfähigkeit. Verschiedenheit von Können und Streben, von „Vermögen" und „Interesse". Die Materie des Charakters. Ihre quantitativen und ihre spezifischen Züge. Einseitigkeit aller früheren Psychologie. — Identität der Begriffe „Triebfeder" und „Gefühlsdisposition". Über Vorstellungsinhalt und Gefühl und den verschiedenen Ursprung beider. Die Qualität des Charakters. Gleichnis aus der Musik. — Die psychischen Ablaufsformen. Grundgegensatz von Leichtigkeit und Schwerfälligkeit. Die Struktur des Charakters erläutert an den Temperamentsunterschieden.

IV. Kapitel.

Vorstellungskapazitäten und Auffassungsdispositionen 41

Vorstellungskapazitäten als „Timbre" des Bewußtseins und wesentlicher Teil des früheren „Unbewußten". Einteilung nach Differenzen des Umfanges, der Deutlichkeit, Beweglichkeit und Qualität. Relative Unwichtigkeit eines

Digitized by Google

Seite

„visuellen", „auditiven" und „motorischen" Typus. Unterschied des „nach außen gewendeten" und des „in sich gekehrten" Charakters. — Haupttypen der apperzeptiven Tätigkeit. Der vorwaltend passive und der vorwaltend aktive Geist. Die subjektive und die objektive Auffassungsrichtung. Die konkrete und die abstrakte Auffassungsform. (Tabelle.)

V. Kapitel.

Temperament, Affektivität und Wille 51

Entstehungsgrund der Lehre von den Temperamenten. Unbrauchbarkeit der vier angeblich Aristotelischen. Der strukturelle Sinn des Temperaments. Notwendigkeit seiner Absonderung von den psychischen Kraftquanten und den Stimmungsanlagen. — Das Temperament als Reagibilitätskonstante. Tiefere Ursache der Entstehungsleichtigkeit des Strebens. Die Temperamentsformel und ihre Konsequenzen. Die wichtigsten Nebenzüge und ihre Hypertrophie im manisch-depressiven Irresein. — Seitenblick auf die Lehre vom „Naturell". Gefühlsstreben und Willensstreben. Die funktionellen Unterscheidungsmerkmale des Wollens. Beziehungen zur Erfahrung und zum Kausalitätsgesetz. Sprachliche Belege dafür. Der affektive und der Willenstypus. — Definition von Affekt und Stimmung. Expansive und depressive Stimmungen. Aktive und passive Affekte. Aktive und passive Willenstypen. (Tabelle.)

VI. Kapitel.

Zur Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede 68

Tieferer Antagonismus von Wille und Gefühl. Der Wille als reine Aktivität. Das Ich als Substrat der Aktivität. Der Selbsterhaltungstrieb als Grundfunktion des Willens. Der Selbsthingebungstrieb als Grundfunktion des Gefühls. Die geistige Welt und ihr Gegensatz. — Dualität der psychischen Substanzen. Wiederaufnahme der alten Scheidung von „Geist" und „Seele". Die Persönlichkeit als spezifisches Mischungsverhältnis beider. Wechsel des Vorwaltens der psychischen Substanzen im Laufe der Geschichte. Das generelle und das persönliche Ich.

VII. Kapitel.

Entwurf des Systems der Triebfedern 85

Die Dreiheit der Grundformen. Die Vernünftigkeit. Die generelle Selbsthingebung. Leidenschaftlichkeit und Begeisterungsvermögen. — Die persönliche Selbsterhaltung. „Egoismus" und „Altruismus". Leidenschaft und „Sucht". Von Charakterunterschieden der Geschlechter. Die persönliche Selbsthingebung. — Zwiefacher Entstehungsgrund der psychischen Lösung und Bindung. Die Grundformen des Mangels an Selbsterhaltungstrieb und diejenigen des Mangels an Selbsthingebungstrieb. — Die Selbstbeherrschung und ihre Unterformen. Von den Graden des Stolzes. Von den Graden des Selbstbewußtseins. — Tabellarische Zusammenfassung sämtlicher „Eigenschaften".

Digitized by Google

I. KAPITEL.

Verhältnis der Schulpsychologie zur Charakterkunde.

Gesetzt daß jemand von der Psychologie erfahren wollte, wozu sie billigerweise wenigstens den Schlüssel zu bieten verpflichtet wäre, wie etwa: welcher Art die Wandlung des Geistes seit der Antike sei; wodurch sich vom „zivilisierten" der „Naturmensch" unterscheide; für welche Tatsachen des Innenlebens die herrschenden Weltreligionen, für welche die Stände, Rassen und ethnischen Komplexe sprächen; was den Politiker mache, den Priester, Strategen, Künstler und Forscher; nach welchen Gesetzen der Neid verfahre, die Habsucht, der Eigennutz usw.; wie man unter den wechselnden Handlungen des Menschen die bleibende Eigenart, hinter den Masken seiner Höflichkeit die wahren Motive fasse — gesetzt daß jemand diese und ähnliche Fragen stellen wollte, so fände er sich durch die heutige Richtung nicht nur enttäuscht: er müßte selbst glauben, vor die unrechte Schmiede geraten zu sein. Statt dessen nämlich hörte er von Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Urteilen, Strebungen, Willensakten, Gefühlen, d. h. von den allgemeinsten Indizien geistigen Daseins, wo nicht gar von der physikalisch gewiß bewundernswerten Beschaffenheit unserer Sinnesorgane. Er würde unterwiesen, wie man Schlüsse zieht, sich an etwas erinnert, Begriffe bildet und brächte für sein Studium der Geschichte, der Rechtslehre, des religiösen Bewußtseins, der geistigen Krankheitsformen oder für sein Erkenntnisinteresse am praktischen Leben nicht wesentlich mehr heim als für die Botanik der Blumenliebhaber durch die Belehrung, daß Pflanzen räumliche Körper seien, am Ort verweilend, wachstumsfähig, gewisser Nahrung bedürftig und vom Licht abhängig.

Wir möchten gegen die neuere Psychologie und ihre teilweise hoffnungsvollen Ansätze um so weniger zu Felde ziehen, als wir im Verlauf unserer Darlegungen ihre Hilfe mehr als einmal mit Erfolg

Digitized by Google

in Anspruch nehmen. Obwohl sie aus noch zu berührenden Gründen am wenigsten das ist, was sie sich nennt, eine „Wissenschaft von der Seele", so verkennen wir doch nicht den Wert des von ihr wirklich Geleisteten und die bisher vielleicht beispiellose Schulung im Analysieren, welche sie mit sich brachte. Allein es wird Zeit, sich zu erinnern, daß die von ihr eingeschlagene Richtung über einen ziemlich engen Kreis von Fragen niemals hinausführe, daß es andere Möglichkeiten der Behandlung ihres Gegenstandes gebe und daß sie Gefahr laufe, sich empfindlich bloßzustellen, wenn sie fortfährt gegen eine großartigere Auffassung der Seelenforschung jene törichten Einwürfe zu erheben, von denen wir den gebräuchlichsten hier erledigen wollen.

Befangen in dem wunderlichen Glauben, daß ihre Lieblingsbegriffe, die Empfindungen, Vorstellungen u. dgl. das seelisch Einfache und „Gegebene" oder gleichsam die psychischen Atome seien, aus denen alles Sonstige sich füglich zusammensetze, glaubt sie die Einlassung mit den Fragen der Charakterkunde als verfrüht und unwissenschaftlich verwerfen zu sollen. Wir lassen dahingestellt, ob man jemals ernstlich der Meinung war, durch Analyse der Denkvorgänge und allgemeinsten Werturteile eines Tages das Problem zu lösen, welches z. B. der Name Napoleon birgt. Der Einwand jedenfalls ist nicht nur hinfällig, sondern er verrät zugleich das bedenklichste Vorurteil des herrschenden Psychologiebetriebs.

Nichts nämlich ist weniger der Beobachtung unmittelbar „gegeben" als die in seinem Sinne jedenfalls recht einfache Tatsache z. B. der Wahrnehmung der Farbe Rot. So wenig das Rot anders existiert außer als Gedankending, so wenig ist jemals das Rot erlebbar. Im Bewußtsein zur Erscheinung kommt vielmehr stets nur eine rote Fläche von bestimmter Form und Abtönung innerhalb eines ganz gleichartig niemals wiederkehrenden Zusammenhanges, der teils von der immer wechselnden Mitbeteiligung simultaner Eindrücke, teils von den Fluktuationen des psychischen Zustandes im Erlebenden abhängt. Niemand findet denn schlechtweg den Wahrnehmungsinhalt Rot in sich vor, sondern er gelangt zu ihm durch einen Prozeß der Abstraktion, mittels dessen an generellen psychischen Vorgängen eliminiert wird: das gleichzeitige Wahrnehmen anderer Inhalte und die das Gesamtbild färbende eigene Stimmung. Und was vom Wahrnehmen einer Farbe, das gilt genau so von allen übrigen Wahrnehmungen und nicht weniger von den Vorstellungen, Gefühlen, Strebungen, kurz sämtlichen Grundbegriffen des heutigen psychologischen Denkens. Was ihnen entspricht, sind nicht Elemente des

Digitized by Google

Innenlebens, sondern einige seiner allerabstraktesten Eigenschaften, so etwa wie das räumliche Ausgedehntsein, die Gravitation, die Dichtigkeit allgemeinste Eigenschaften der Körper sind.

Ob und inwieweit wir in der Sprache solcher Allgemeinbegriffe auch die Persönlichkeitsmerkmale auszudrücken irgendwann einmal in der Lage sein werden, ist eine zurzeit ganz überflüssige Frage. Selbst wenn es tatsächlich möglich wäre, was, beiläufig gesagt, den schwersten Zweifeln begegnet, so geschähe es nicht: es sei denn, daß wir zuvor die Persönlichkeit erforscht, daß wir sie selbst und nicht die unindividuell allgemeinen Kriterien geistigen Daseins zum Gegenstande der Untersuchung gemacht hätten. Mit analogen Einwänden wie die wissenschaftliche Daseinsberechtigung der Charakterkunde könnte man bestreiten — und hat es gelegentlich getan — diejenige der Biologie, d. h. der Lehre vom Leben, oder, da die Urerscheinungen des Lebens an der Zelle haften: der Zellenlehre. Zweifellos nämlich fallen die meisten Vorgänge der Zelle unter Kategorien, welche teils der Physik, teils der Chemie angehören, übertreffen aber vom Standpunkt dieser Wissenschaften aus die uns bekannten Chemismen an Kompliziertheit bei weitem. Auch hier also könnte man vor der Erforschung der Zelle warnen mit dem Hinweis darauf, daß die Chemie noch nicht weit genug wäre, um alle Phasen der Keimbildung, Zellteilung usw. in ihre Formeln zu bannen. Der menschliche Erkenntnistrieb hat sich bekanntlich an derlei Rückständigkeiten nicht gekehrt, sondern mit größtem Erfolg die Zelle selbst in den Mittelpunkt einer eigenen Disziplin gestellt, die gegenwärtig sogar der „vis vitalis“ in neuer Gestalt eine Auferstehung zu bereiten Miene macht.

Es kommt in der Wissenschaft, wie das Beispiel dartut, überhaupt nicht an auf die bestenfalls immer nur relative und, genauer erwogen, sogar trügliche „Einfachheit“ des Gegenstandes, sondern einzig auf seine hinreichend scharfe Determinierbarkeit. Der Begriff der Zelle läßt sich genau so unmißverständlich fixieren wie der von Licht, Schall, Wärme, Magnetismus, chemischer Affinität usw., und er fordert die selbständige Betrachtung, weil er als Träger erscheint jener zahllosen Vorgänge, deren Inbegriff wir das Leben heißen und welche wir kennen müssen, ehe wir es unternehmen mögen, sie physikalisch zu deuten.

In mehr als einer Beziehung scheint nun mit der Zelle die Seele vergleichbar. Sie bildet gleich ihr das Substrat gewisser Vorgänge und zwar des Innenlebens, von dem uns die heutige Analyse der Bewußtseinsphänomene durchaus nicht mehr verrät, als es vom Leben

Digitized by Google

der Zelle eine daran die Gesetze der Physik und Chemie demonstrierende Betrachtung täte. Selbstverständlich wird auch der Zellenbegriff, wird ebenso der des Chrakters durch Abstraktion gewonnen. Allein so wenig es einem natürlichen Denken gemäß erschiene, an den Lebensvorgängen nur Chemie zu erläutern, so sehr muß es andrerseits Verwunderung, ja Befremden erregen, daß die „Wissenschaft von der Seele" etwas ganz Analoges wirklich tut: zunächst nämlich abzusehen von allen Eigenschaften des Innenlebens, die aus der Eigenart des Charakters fließen, und nach Elimination der Natur des Substrates ausschließlich nur die zu würdigen, welche als unterscheidende Kriterien geistigen Daseins überbleiben. Man fragt sich staunend, wie es möglich war, daß man vor dem Versuch der Charakterforschung die Richtung auf das Allerabstrakteste einschlug, die dem ursprünglichen Interesse des Menschen am Menschen so gar nicht entgegenkam. Wir werden das noch zu erklären haben und bemerken schon jetzt, daß die Naturwidrigkeit solchen Entwicklungsganges Schuld trägt an dem Verhältnis der Fremdheit, welches heute besteht zwischen psychologischer Wissenschaft und der seelenkundigen Weisheit aller Zeiten und Völker.

Es handelt sich zuletzt dabei nicht sowohl um zwei Behandlungsarten eines Gegenstandes, als vielmehr um zwei überhaupt verschiedene Gegenstände. Die Psychologie hat es mit dem Denken, dem Fühlen, dem Wollen usw. zu tun, das urwüchsige psychologische Erkenntnisinteresse geht demgegenüber ganz entschieden auf den Charakter als den nährenden und bedingenden Boden menschlichen Innenlebens. Beide Richtungen sind berechtigt, aber die letztere steht dem realen Leben näher, wird durch ein tieferes Bedürfnis gefordert und ist eines unbeschränkteren Fortschritts fähig. Die Gefahren aber, die einer streng wissenschaftlichen Bewältigung ihres Stoffes drohen, kommen im Gegensatz zu den Einwürfen, die wir zurückwiesen, von der Tendenz zur Präokkupation des neuen Gebietes durch die nun einmal herrschenden Grundbegriffe. Damit streifen wir und negieren allerdings gewisse lehrreiche Auswüchse der Psychologie der Gegenwart.

In dem Maße als man über manche generellen Grundtatsachen des Innenlebens endlich sich einigte, wurde das Augenmerk hie und da den individuellen Differenzen zugewandt, die zwischen den Vorstellungs-, Auffassungs-, Strebungs-, usw. Vorgängen der Einzelgeister naturgemäß bestehen müssen. Mit Permutation und Kombination der Allgemeinmerkmale gleichsam wieder rückwärts schreitend hoffte

Digitized by Google

man, eine Art von „Individualpsychologie" konstruieren zu können. Hier aber zeigte sich und mußte sich zeigen, daß man weder die entscheidende Frage kannte noch über die Mittel zu ihrer Lösung verfügte. Zunächst übersah man, daß gar nicht der (übrigens meist recht unwesentliche) Unterschied in jenen Vorgängen das Ziel des Forschens bilde, sondern die bleibende psychische Disposition, die wir unter anderem zwar auch an ihm, aber keineswegs nur an ihm erkennen [1]). Man geriet auf einen Abweg, der nicht zur Persönlichkeit, sondern durch eine trostlose Wüste ihrer disjecta membra führte, die in Gestalt von Unterschieden der Sinnesempfindlichkeit, Assoziationsverrichtung, Auffassung, des Beachtens, Kombinierens, Urteilens, Reagierens und so fort gewissermaßen umherliegen: kein Gesetz, das sie zusammenbrächte, geschweige denn ein „geistiges Band" verratend.

Zugleich übertrug man eine für die Geisteswissenschaften überhaupt recht fragwürdige Methode, die des Experimentierens, auf das Gebiet der Charakterkunde, wo sie völlig untauglich ist. Wenn schon bei ganz neutralen Auffassungs-, Urteils- und Reaktionsversuchen die unvermeidliche Zwangslage den geistigen Zustand der Versuchsperson modifizieren und das Ergebnis beeinträchtigen kann, so wird vollends jede Sicherheit schwinden, wo es nicht mehr erlaubt ist, von der Besonderheit des Objektes abzusehen, indem gerade diese oder doch eines ihrer Merkmale ermittelt werden soll.[2]) Überdies erwäge man, wie uns jemals Versuche lehren könnten, was wir in erster Linie wissen müßten, ob einer neidisch, habsüchtig, hingebend, ob er treu und beständig oder launisch und flatterhaft sei, ob freudefähig oder grämlich, mutig oder furchtsam, unternehmend oder zaghaft usf.

Der Verkehrtheit der Fragestellung entsprach auf der ganzen Linie das Fiasko in den Ergebnissen, das wir mit Stillschweigen übergingen, wenn es nicht deutlicher als irgendeine andere Tatsache, die traditionell bedingten Schranken des heutigen Psychologiebetriebes zu enthüllen geeignet schiene. Wir wählen als Beispiel nicht diesen

---

[1]) Man nannte sogar hochgelehrt den neuen Zweig „differenzielle Psychologie", was offenbar ebenso sinnreich ist, als wenn man die Zellenlehre eine differenzielle Chemie, oder Optik, Akustik und Thermik differenzielle Mechanik taufte.

[2]) Es entbehrt in der Tat nicht der Komik, wenn z. B. französische Forscher auf Grund der Beschreibungen, welche Schüler von vorgewiesenen Bildern geben, unter ängstlicher Vermeidung jeder herkömmlicher Nomenklatur die erschütternde Entdeckung machen von beiläufig vier sogenannten Auffassungstypen: dem type déscripteur, observateur, émotionnel, érudit.

Digitized by Google

oder jenen Mitläufer, sondern eine mit Recht allgemein anerkannte Autorität. Kraepelin, ein nicht nur auf seinem Spezialgebiete, der Psychopathologie, sehr ernst zu nehmender Gelehrter, sondern auch ein Virtuose der klinischen und psychologischen Klassifizierungskunst, stellt als Grundeigenschaften der Persönlichkeit auf: „Übungsfähigkeit", „Anregbarkeit", „Ermüdbarkeit" [1]). Das will sagen, daß z. B. die Unterschiede eines Diokletian und Gregors VII. zurückgehen müßten auf solche der Übungsfähigkeit, Anregbarkeit, Ermüdbarkeit! Jedes Wort der Kritik wäre zu viel.

Man ersieht daraus nicht nur die völlige Lebensfremdheit dieses Denkens, sondern erkennt auch das besondere Interesse, das ihm zugrunde liegt. Es handelt sich hier gar nicht um Eigenschaften der Persönlichkeit überhaupt, sondern um die Frage nach den dispositionellen Gründen geistigen Leistungsvermögens. Und selbst das wird nicht in seiner Totalität gewürdigt, da denn Initiative, Erfindungsgabe, Intuition, und was sonst zur Nachbarschaft schöpferischer Impulse gehört, zumal geprüft werden müßte; man fahndet vielmehr ausschließlich nach den Prämissen der Arbeitskraft: wie es wohl einem Zeitalter zusagen mag, das des Anblicks großer Individualitäten längst entwöhnt den Adel des Blutes durch die zweifelhafte Ehre der Berufstauglichkeit ersetzte. Man sieht und kennt nicht mehr den Menschen als solchen, sondern einen intellektuellen Mechanismus, der einem außerhalb seiner liegenden Zwecke dient und an einer hypothetischen „Bestimmung" gemessen wird.

Nun — andere Zeiten wußten von dieser Bestimmung nichts. Eine Psychologie treibende Renaissance hätte vielleicht die Tatfähigkeit des Menschen für erkundenswert gehalten, das Mittelalter fragte nach den Bedingungen seiner Glaubensstärke, das Altertum zu einem Teil wenigstens nach seinen Glückskapazitäten [2]). Solche Potenzen haben für den modernen Seelenforscher ihren Wert verloren, ja werden nicht einmal beachtet und es blieb als einzige Tugend der

[1]) Psych. Arb. I. Genauer sind es folgende Kategorien: „Leistungsfähigkeit", „Übungsfähigkeit", „Übungsfestigkeit", „Spezialgedächtnis" — die letzteren drei gelten als die Komponenten des Gedächtnisses schlechthin — „Anregbarkeit", „Ermüdbarkeit", „Erholungsfähigkeit", „Schlaftiefe", „Ablenkbarkeit", „Gewöhnungsfähigkeit".

[2]) Die beliebtesten Argumente z. B. gegen den Alkohol, sämtlich gegründet auf die nachweislich herabgesetzte Arbeitsamkeit des Berauschten, wie unerhört absurd hätten sie Geistern geklungen, welche „Mühe und Arbeit" für das schwerste Übel erachteten, von Zeus dem Menschen aufgebürdet, und die ihre Zeit mit Tänzen, Leibesübung und Gesprächen würdiger auszufüllen glaubten, als durch „Dienen um Lohn".

Digitized by Google

Fleiß zurück mit seinem Zubehör von Ehrgeiz und Erfolg, d. h. ein Komplex, welchen die Antike unbedenklich den niedersten Menschen, den Paria und Sklaven, zugewiesen hätte.

Mögen andere in einer Linie zu ärmlicher Nüchternheit rühmenswerten Fortschritt finden: soviel ist gewiß, daß die Wissenschaft neutral zu bleiben und sich streng zu verschließen hätte gegen die Einflüsterungen eines ochlokratischen Idealismus. Statt dessen steht sie völlig im Bann seiner Werturteile, und die Objektivität ihrer Zurüstungen verträgt sich aufs beste mit tendenziöser Parteilichkeit der wegweisenden Impulse. Das gilt aber nicht für die Psychologie allein, sondern für das ganze Philosophieren der letzten Jahrhunderte, soweit es an herkömmliche Namen von Bedeutung knüpft. Der Gang der Entwicklung war in Kürze dieser.

Nach Unterwühlung der mittelalterlichen Frömmigkeit durch die Reformation trat als eigentlicher Kern des Christentums die Moral zutage, die allem Anschein nach sich als stärker erweist wie jede götzendienerische Form des Aberglaubens. Von ihr empfingen nicht nur sämtliche Systeme seit Beginn der Neuzeit und am schärfsten die atheistischen eine ethische Pointe, sie lenkte auch die natur- und geisteswissenschaftliche Tatsachenforschung, die bis zu diesem Tage weder in den Ergebnissen noch in der Wahl ihrer Stoffe die Abkunft verleugnet aus dem christlichen Dogma vom „Reich des Geistes". Geistigkeit aber ohne Transzendentalität wird Rationalismus und sieht sich in Wahrheit wie in Irrtum unausweislich bezogen auf die beiden Brennpunkte des Logischen und des Nützlichen (wofür man auch das „Gute" sagt).

Wir gehen der Entwicklung des Rationalismus oder des Glaubens an die essentielle Vernünftigkeit des Weltverlaufs hier selbstverständlich nicht nach — es hieße die Geschichte des Geistes aus einem vollkommen neuen Gesichtspunkt schreiben — und erwähnen allein, was davon erforderlich zum Verständnis der Entwicklung der Psychologie. Auf den ersten Sturmlauf des mechanisierenden Denkens, welcher naturgemäß dem Universum galt und jene großen Errungenschaften der Physik eintrug (Galilei, Keppler, Huyghens), die das 19. Jahrhundert nur komplettierte, folgte die Selbstbesinnung des Denkorgans in Gestalt der Frage nach der Tragweite des Verstandesgebrauchs und nach den Gründen für die Unverbrüchlichkeit seiner Ergebnisse. Man belegte die Selbstzergliederung der Vernünftigkeit, die sich bald mehr spekulativ und dogmatisch, bald rein analytisch gestaltete mit dem nicht unangemessenen Namen der „Erkenntniskritik"

Digitized by Google

und pflegt sich seit Kant bewußt zu sein, daß man auf metaphysische Aspirationen verzichtet hat.

Eine Sonderform der Erkenntniskritik ist nun in ihren sämtlichen Gestaltungen auch die neuere Psychologie. Ihren Gegenstand bildet nicht der Mensch, sondern der rationale Mensch, d. h. ein Wesen, das logisch zu denken und nützlich zu handeln vermag; und der Beweggrund ihres Forschens ist nicht das „psychologisch" pointierte Interesse am Leben, sondern das „logische" am Vermögen des Denkens und des Wollens.

Angesichts der Einheitlichkeit der Grundabsicht aber verschlägt es wenig, ob sie im übrigen ihre Aufgaben mit oder ohne Substrat einer Seele meistert, ob sie der grauen Hirnrinde viel oder wenig Bedeutung beimißt, ob sie ihr Herz an Experimente hängt oder der Kunst des Definierens opfert. Unter den unerfreulichen Folgen wird man niemals vermissen: die erstaunliche Unbekanntschaft mit den Trieben und Leidenschaften, die man als „niedrig" kaum der Beachtung würdigt — die Ratlosigkeit vor dem Unbewußten oder dem psychischen Baumaterial auch der Verstandesprozesse, von dem man bislang nicht mehr erfuhr als die fast bedeutungslosen „Assoziationsgesetze" — die unkritische Herübernahme moralischer Werturteile mit ihrer Tendenz zu mindestens oberflächlicher Gruppenbildung — das einfältige Mißverstehen aller nicht sozialen Menschheitstypen als unterschiedlicher Entartungsformen — das völlige Versagen vor dem Problem der Individualität oder der psychologischen Mannigfaltigkeit der Zeiten, Völker, Stände, Kulturschichten und des alltäglichen Lebens. Teilweise achtunggebietend in ihren erkenntniskritischen Leistungen und ihrer meisterhaften Analyse der Apperzeptionsvorgänge erscheint sie als lebensdünne Ausgeburt der Durchschnittsverständigkeit, sobald man sie nimmt, als wofür sie sich gibt: eine Wissenschaft vom Innenleben. Was in der Beziehung die gesamte „Wissenschaft" geleistet hat, wiegt leichter als eine psychologische Seite Goethes oder Jean Pauls, als selbst bisweilen ein in die Tiefe leuchtender Satz Dostojewskys[1]), und man sucht vergebens der

[1]) Der gelehrte Verfasser eines 604 Seiten langen Psychologiewerkes meint in der Vorrede: „Wie wenig eine wissenschaftliche Psychologie es einer künstlerischen Psychologie gleichtut, ja wie jene gar nie sich vermessen darf, die Aufgaben zu lösen, die ein Roman von Goethe oder Dostojewsky löst, ist mir während der jahrelangen Beschäftigung mit psychologischen Dingen nur immer klarer geworden." Man glaubt es dem Verfasser nach Lektüre seines Werkes, das zu mindestens zwei Dritteln der Einrichtung unserer Sinnesorgane gewidmet ist!

Digitized by Google

bitteren Wahrheit auszuweichen, welche Novalis bereits in den Ausspruch faßt: „Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stelle im Heiligtum eingenommen haben, wo echte Götterbilder stehen sollten."

Da das „Innenleben" auch heute noch ein wenig tiefer ist, als es im Spiegel der Psychologie erscheint, und daher dem Forschungstriebe im einzelnen Anstöße gibt, die außerhalb ihrer Allgemeinbetrachtungen liegen, so hat sie in Wirklichkeit nicht geleistet, was man am ehesten von ihr fordern mußte: die kritische Grundlegung der „Geisteswissenschaften". Schon weil weder Philologie, Geschichtswissenschaft, Völkerkunde noch Psychiatrie und praktische Menschenkenntnis bei ihr eine brauchbare Hilfe finden, wie wir das eingangs hervorgehoben, muß mit der Zeit eine neue Behandlung des Stoffes sich bahnbrechen, die ohne Verzicht auf das verfeinerte Wissen von den Erkenntnisprozessen doch ihre Aufgabe sucht im Verstehen der ganzen Formenfülle des psychischen Lebens.

Einer solchen aber fehlt es durchaus nicht an Vorläufern und selbst nicht an einer gewissen Tradition, auch wenn wir absehen von den Weisen aller Zeiten und Völker, die niemals im Sinne des Intellektualismus Psychologie getrieben. Und zwar ist der primär psychologische Trieb vor allem lebendig in der „Romantik" genannten Epoche des deutschen Geisteslebens, aus der wir hinsichtlich psychologischer Forschung nur Carl Gustav Carus anführen: zwar nicht den größten Namen, jedoch einen Mann, in dessen Natur das schweifende Element jener Tage hinreichend kluge Besonnenheit vorfand, um statt des Verströmens in ahnenden Imaginationen der Verdichtung fähig zu werden zu einer des Ausbaues und der Erweiterung noch harrenden Lehre. Ihn und gleichartige Ansätze zeitgenössischer Geister hat wie so manchen fruchtbaren Keim der dreißiger und vierziger Jahre die kommende Entwicklung dann hinweggespült, so daß wir heute über eine Kluft der Zeit hinweg die Kette neu zu knüpfen haben.

Das aber könnten wir nicht mit so sicherem Blick für alles Wahlverwandte ohne die gewaltige Leistung desjenigen Mannes aus allerjüngster Vergangenheit, dessen Erscheinung, wenn sie nicht neuer Hoffnung Raum gibt, so doch den Hingang alternder Völker mit einem stolzen Leuchten kränzt: ohne die Leistung Friedrich Nietzsches. Aus Gründen, deren Zergliederung hier zu weit führen würde, speist die tiefste Glut metaphysischen Schauens in ihm fast nur den Strahl der Kritik und schärft ihn zu einer noch niemals

Digitized by Google

erreichten Durchdringungskraft. Das Instrument aber seines Sehertums ist die mit den Pfeilen des schärfsten Verstandes bewaffnete Gabe der „Unterscheidung der Geister". An ihm zuerst wieder mindestens seit dem Mittelalter und in den vertrauteren Formen unmittelbarster Gegenwart haben wir ein Beispiel der Tausendjahrblume des ganz großen Seelendurchschauers und Geisterkenners, der die Konturen feuergeborener Wahrheiten nicht wie die Dichter unter den blumigen Matten phantasievoller Gefühle begräbt. Die Würdigung seiner Bedeutung für eine mögliche Psychologie der Zukunft erforderte einen Abschnitt für sich. Wir geben hier nur eine Grundtatsache, um alsdann überzuleiten zum nächsten Kapitel durch Charakteristik der essentiell psychologischen Erkenntnisrichtung nach demjenigen Merkmal, welches scharf auch bei Nietzsche hervortritt.

Der eigentliche Wurf des Nietzeschen Philosophierens ist die Verflüchtigung nicht etwa bloß der Ethik, sondern des intellektuellen Phänomens überhaupt, das zum erstenmal in der uns bekannten Weltgeschichte paradoxer Weise auf seine „Gesinnung", d. h. in diesem Falle auf seinen biologischen Wert geprüft wird und zwar ohne Voreingenommenheit und Wohlwollen mit den Augen der Geistesfeindschaft. „Die Falschheit eines Urteils ist noch kein Einwand gegen ein Urteil": ein Satz, dessen Folgen wir ablesen an seinem positiveren Gegenstück: Richtigkeit macht ein Urteil noch nicht berechtigt oder Wahrheit ist kein Wert an sich. Auch das nach Gründen und Zwecken orientierte Denkorgan erweist sich als triebbedingt und auch seine Maßstäbe sind subjektive. Man kann für und wider die Logik Partei ergreifen und — das ist die bedeutendste Wendung Nietzsches — man tut das letztere, sofern man auf Seiten des Lebens steht, als welches ungeistig und alogisch ist. Leben und Geist fallen auseinander und zwar ist nach Auffassung Nietzsches der Geist eine Krankheitsform des Lebens.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen, und wir werden ihn tun in dem Kapitel über „die Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede", und man wird zwar jene erschütterte Autonomie wiederherstellen, jedoch nur um den Riß zu erweitern zu dem nicht mehr umdenkbaren Urdualismus von „Element" und „Geist". Tatsächlich operiert auch Nietzsche beständig damit, obschon er den Geist noch als Derivat auffaßt und allzu anthropomorph verstehen möchte als Entgleisung und Fehlgeburt. — Jedenfalls wird Psychologie großen Stils so allererst möglich: weil des Zwanges zur Vereinheitlichung entbunden gegenüber dem substantiell vielfältigen Ens der

Digitized by Google

Persönlichkeit und weil für immer entronnen der verheerenden Suggestivkraft „höherer Forderungen". Bis zu Nietzsche gab es keinen Psychologen, dessen noch so scharfsinnige Analysen zuletzt nicht hinausliefen auf eine neue „Rettung" des Menschen, und selbst z. B. hinter der methodischen Skepsis eines Stirner steht richtunggebend ein zwar den meisten fremdes Ideal der Persönlichkeit, das man mit Verwendung des Titels seines Hauptwerkes etwa die „Herrschaft des Einzigkeitsbewußtseins" nennen dürfte. Nietzsche dagegen hat seinen festesten Standort außerhalb des Menschen oder im umfassendsten Wortsinne „jenseits von Gut und Böse", wie es demjenigen offenbar zukommt, der den Menschen zum Gegenstand seines Forschens macht. So nur war es ihm möglich, das „Ressentiment" zu enthüllen im Keimgrunde aller moralischen Werturteile und die Instinktverarmung bloßzulegen, die in mannigfache „Ideale" verkleidet, das Weltbild zumal des neuzeitlichen Menschen fälscht.

Der Versuch einer positiven Terrainbeschreibung des Nietzscheschen Standpunktes fiele notwendig metaphysisch aus und muß daher hier unterbleiben; dagegen gewährt schon der Hinweis auf das eigentümliche Abseits seiner Lage die Möglichkeit zur Entwicklung des Hauptindiziums psychologischer Geisteshaltung.

Was man „begreifen" will, dem muß man gegenüberstehen, von welcher Voraussetzung alles Erkennens, wie wir sehen werden, der Name „Gegenstand" unwidersprechlich Zeugnis gibt. Wir bleiben noch in der Metapher, die tatsächlich mehr als Metapher ist, durch den Zusatz, daß auch eine gewisse „Nähe" des Objektes dem Erfassen schade, und daß es zum Philosophieren allerdings der „Distanz" bedürfe, wie wenig wir auch sonst einem Terminus gewogen sind, welcher seit Nietzsche zum Lieblingswort der Feuilletonisten wurde. Das Nahesein nämlich hält den Blick an einem Punkte fest, vereinzelt den Gegenstand der Nahbetrachtung und führt unausweichlich zu jenem Atomismus des Denkens, von dem die Schulpsychologie ein Beispiel bot, wohingegen die horizonterweiternde „Ferne" ein gleichsam wanderndes Auge fordert, das dem Glauben an die Gegenständlichkeit des einzelnen die Totalität eines Bildes entgegenhält.

Wir heben in dieser Hinsicht die Bedeutung des Wortes „Intuition" als der recht eigentlich „schauenden" Erkenntnis hervor, dem sich weiter das heute etwas seltener gewordene „Weltanschauung" anreiht. Auch „Seher", „Hellseher" und im älteren Sprachgebrauch „Einbildungskraft" lassen erkennen, daß tiefes, die Schranken der Normalvernunft durchbrechendes Wissen als aus konkretem Außer-

Digitized by Google

sichsehen des Gegenstandes oder rein bildhafter Intuition erwachsend gedacht wird. Nur das Bild, die Vision, hält stand im Scheidewasser der Aufmerksamkeit und zwingt den Geist mit unwiderstehlicher Überzeugungskraft. Die „Ferne" aber taucht die unvollständige Wirklichkeit nur „fixierter" Gegenstände in ein All der Betrachtung zurück und leiht dem stets unterscheidenden Tagesblick des Bewußtseins etwas von der synthetischen Providenz des Seherauges. Die Wahrheit vertieft sich gemäß der Sehkraft des wahrheitsuchenden Geistes.

Nun hat es die Psychologie mit an sich unräumlichen Tatsachen des Innenlebens zu tun, zu deren Deutung, wie im folgenden Kapitel erläutert wird, die Einzelperson das Material durchaus nur in sich selbst vorfindet. Es muß daher der Geist ein Verhältnis der Fremdheit gewinnen können zum Erleben der Persönlichkeit, an der er selbst partizipiert; er muß sich gewissermaßen entmenschlichen, um auf eben dies Menschliche hinzublicken; ja, er muß sich soweit davon zu entfernen wissen, daß ihm die Einzelheiten des Innenlebens zu einem Bilde zusammenschießen, von dem er die Teilmerkmale ähnlich abliest, wie aus der fertigen Landkarte das leibliche Auge die Lage eines besonderen Ortes. Bilder aber, ob geträumt, halluziniert oder wahrgenommen, sind als solche keine möglichen Indizien des Innenlebens, sondern gehören der Außenwelt. Darum treffen wir den Sachverhalt genauer, wenn wir umgekehrt sagen, daß die Gabe psychologischer Betrachtung ganz wesentlich auf dem Vermögen beruhe, in der bildlichen Welt den „Sinn" zu sehen. Den „Sinn" in ihr sehen, aber heißt nichts anderes, als die Erscheinung „symbolisch" sehen. Und in der Tat ist es ein nicht wegzudenkender Zug im πάθος φιλόσοφον und überdies sein Koinzidenzpunkt mit dem des Künstlers und des Dichters, daß es die Dinge, einem unentrinnbaren Zwange folgend, symbolisch auffaßt: darin bei aller Größe des Unterschiedes der Geistesverfassung des „Wilden" ähnelnd.

Es ist nun nicht nur das tief Faszinierende, sondern auch das wesentlich Wahre Nietzescher Geisteshaltung, daß er so Einzelpersonen als ganze Völker, Kulturen, Zeitabschnitte nach Analogie von Bildern sieht. Er spricht etwa vom „nordischen Grau" der „Begriffsgespensterei und Blutarmut", nennt die Seele des Südländers eine „unbändige Sonnenfülle und Sonnenverklärung", findet am Engländer „Plumpheit und Bauernernsthaftigkeit"; kurz er charakterisiert jeden psychischen Organismus aus zwingenden Zügen seiner sinnlichen Erscheinung oder vielmehr er gewinnt den Schlüssel zur unsichtbaren

Digitized by Google

aus der sichtbaren Welt und schöpft sein Gedankliches aus der Realität des Symbols[1]).

Als Prinzip gefaßt: man muß das Ganze haben, ehe man es mit Erfolg unternimmt, die Teile zu erforschen. Man kann wohl jenes in diese zerlegen, nicht aber umgekehrt jemals aus diesen jenes zusammensetzen, es sei denn, daß man aus ihm für den Gang der Zusammensetzung die leitende Vorstellung schon gewonnen hat. Alle großen Entdecker empfingen den schöpferischen Antrieb aus der Totalität des Geschehens, welche sich unmittelbar allein im Bilde kundtut. Neue und fruchtbare Gedanken entzünden sich stets an irgendeinem Punkte jener tiefsten Scheidelinie des Geistes, wo die Symbolik der Erscheinungen endet und ihre Symptomatik beginnt. Das Symbol selbst zwar ist weder Erkenntnis noch ein möglicher Gegenstand der Verstandesbemühung, aber es orientiert die Deutung symptomatischer Einzelzüge auf den Mittelpunkt ihres lebendigen Zusammenhanges, der, weil außerhalb des Denkens liegend, auch niemals vom bloßen Denken gefunden wird.

Die Philosophie der Romantik ist völlig, wenn nicht vom Begriff des Symbols, so doch von der Sache beherrscht. Man nimmt die Welt als eine unermeßliche Zeichensprache, die es durch spekulative Versenkung zu enträtseln gelte, man beobachtet nicht sowohl die Dinge als vielmehr man blickt in das Antlitz der Dinge und fragt, welcher Pulsschlag des Lebens, welcher heimliche Bautrieb, welche Evolution der Seele aus diesen Zügen zu sprechen scheine. Man behandelt die Lehre vom Wachstum der Pflanze, von den Kristallen, von den kosmischen Bewegungen in der Art einer Physiognomik des Universums, wie umgekehrt Carus z. B. die Physiognomik des Menschen in der Aufschrift seines Hauptwerkes darüber bezeichnenderweise „Symbolik der menschlichen Gestalt“ betitelt.

---

[1]) Ganz fehlsam und mißverstehend wäre der Einwand vom sog. Temperament, das gleichsam als trübender Schleier zwischen dem Auge und der Wahrheit hänge. Das ist der gefährlichste Selbstbetrug, der den subjektiven Faktor ausgeschaltet wähnt durch Entbildlichung des Geistes und einseitige Hinwendung auf Allgemeinbegriffe! Wir sahen bereits die Tatsachen willige Werkzeuge werden mächtiger, obschon unbewußter, Tendenzen, ganz von dem Umstande zu geschweigen, daß der „Gegenstand“ überhaupt kein metaphysisch Wirkliches ist, sondern stets nur das freilich objektive Mittel für den jeweils herrschenden Denkzweck bildet. — Es handelt sich in dieser Frage noch gar nicht um die Führung des Beweises, dem es allererst zukommt, den Fund zu mustern und seinen nursubjektiven Bestandteil fortzusieben, sondern um die Fähigkeit zu finden oder um den Weg zur Entdeckung: der aber geht vom Bild zum Begriff und nie umgekehrt.

Digitized by Google

Mit dieser Wendung kehren wir nochmals zur Wichtigkeit des bildhaften Ausgangspunktes für die Psychologie zurück. In dem von uns dargelegten Sinne hat diese in erster Linie Morphologie zu sein, eine Formenlehre von den psychischen Organisationen. Formen aber im eigentlichen Verstande sind äußere Formen, und keine Wissenschaft vom Innenleben würde ohne Gefahr der Verflüchtigung ins Spielerische auf die Richtschnur seiner sinnlichen Expressionen verzichten. Das Individuum ist ebensosehr ein konkretes Gebilde der Erscheinungswelt als eine psychische Entität, und nur auf dem Fundament ihrer sinnlichen Morphologie errichtet kann die Lehre von den psychischen Bildungsprinzipien der Entartung begegnen in jene eigenmächtige und leere Begriffsgymnastik, die wir fast überall den theoretischen Teil der Wissenschaften — die reine Mathematik nicht ausgenommen! — mehr oder minder verwüsten sehen.

Wir halten die substantiell psychologische Betrachtungsweise nicht etwa nur verwandt der physiognomischen, sondern als in der Tiefe mit ihr identisch. Die neue Einsicht, ob durch umsichtigstes Denken oder eine blitzartige Erhellung gewonnen, hat ihren Quellpunkt stets in der Erweiterung des Verständnisses für die Semiotik der Körperwelt oder im Fortschritt der geistigen Aneignung bis dahin noch fremder Physiognomien. Auf geistige Eroberung des Sinnbildes aber war schon die Romantik aus, ja sie verfuhr darin relativ systematischer und universeller als Nietzsche, dem es mehr um spezielle Gebiete zu tun ist; aber sie blieb zu oft im dichterischen Gleichnis stecken, und sie wählte, soweit sie philosophierte, ihren Standort in viel zu großer Menschennähe. Ihre Konzeptionen sind oft verwegener als diejenigen Nietzsches, aber sie bringt in deren begriffliche Deutung eine ungleich größere Summe moralischer Vorurteile hinein. Nietzsche ist der bei weitem „kältere“ und um ebenso vieles tiefere Physiognomist.

Mit der Einssetzung der Psychologie und Physiognomik haben wir dem Gegensatz unserer Betrachtungsweise zur herkömmlichen eine Form gegeben, die herausgelöst aus dem Rahmen unseres Gedankenganges als willkürliche Paradoxie erschiene. Indem wir deshalb einem naheliegenden Mißverständnis entgegentreten, werfen wir zum Schluß auf diese in Wirklichkeit wörtlich zu nehmende Formel noch Licht von anderer Seite.

Es hat einer besonderen Anstrengung neuerer Psychologen bedurft, um der Irrlehre Herr zu werden, daß man die Kenntnis des Innenlebens durch Erforschung des Nervensystems vermehre. Noch vor zwanzig Jahren glaubte man ernstlich, über geistige Vorgänge unter-

Digitized by Google

richtet zu werden, wenn man die Anatomie des Hirns studiere. In dem Maße als diese unphilosophische Hoffnung schwand, wuchs neben der „physiologischen" die „reine" Psychologie empor und befestigte sich die etwas notbehelfliche These vom „psychophysischen Parallelismus". Unsere Forderung, Seelisches abzulesen aus seiner Erscheinungsform, könnte demgegenüber als eine Art von Rückfall in jene physiologische Richtung mißdeutet werden, der in Wahrheit die „reine" Psychologie bei weitem näher steht.

So möge man denn zuletzt erinnert sein, daß wir nicht von Nerven, Ganglien und Gehirn gesprochen und selbst den Körper nur aushilfsweise zitierten. Nicht darauf kommt es wesentlich an, ob man sich über tatsächlich Außersinnliches in einer mehr physikalischen oder mehr psychologischen Sprache verständige, sondern das allein ist die Frage, ob solche Begriffe aus einer Anschauung von der Totalität des Organismus stammen oder nicht. Ganglien, Nerven, Hirnwindungen u. dgl. sind innerhalb der Physis gleichermaßen nur disjecta membra, wie es im Bereich des Innenlebens Wahrnehmungen, Gefühlsvorgänge usw. sind. „Anschauung" wird zwar notwendig eine solche des Körpers sein, und darum verlangten wir die Orientierung der Charaktere nach Maßgabe der Zeichensprache ihrer Objektivationen. Mit Kategorien aber der Hirnanatomie fällt die so wenig zusammen, daß man jene vielmehr von Grund aus vergessen muß, wenn man zu dieser gelangen will. Nicht im Gehirn liegt die Seele, sondern in der Form, und wofern eine Paradoxie gestattet wäre, so empföhlen wir statt des Studiums der Nerven des Menschen das seiner Oberfläche! Welche Konsequenzen das physiologisch hätte, ist eine zurzeit in viel höherem Grade offene Frage als die nach den Folgen einer synthetischen Psychologie, in die wir den Eingang erschließen werden.

Digitized by Google

II. KAPITEL.

Begriff, Aufgaben und Methoden.

Jede Grenzregulierung der Charakterkunde hat sich zu stützen auf die Definition des Charakters: ein Name von mindestens drei Bedeutungen, deren jedoch nur eine sich empfiehlt für die Anwendung in der Wissenschaft. Seinen engsten Sinn benutzt etwa Goethe in den oft zitierten Versen:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt",

und er ist stets gemeint, wenn man intellektuelle, künstlerische, überhaupt Begabungsqualitäten, insonderheit die sog. Genialität eines Menschen ausdrücklich unterscheidet von jenem „Charakter", den die beiden attributiven Gegensätze einmal des „starken" und „schwachen" und zum anderen des „guten" und „schlechten" erläutern. Der erste weist unverkennbar auf den Willen hin — der zweite auf den ethischen Wert der leitenden Motive. „Charakter" heißt hier so viel als „sittliches Wollen", daher man ganz folgerichtig den erheblichsten Mangel moralischen Haltes mit „Charakterlosigkeit" bezeichnet.

Aber auch der Verwendung des Wortes in dem umfassenderen Sinne nicht einer Seite der Persönlichkeit, sondern ihrer selbst, wie er für uns allein in Betracht kommt, stellt die Umgangssprache nichts in den Weg. Auf den psychischen Organismus überhaupt, d. h. die Persönlichkeit, bezieht sich die Gegenüberstellung „differenzierter" und „undifferenzierter", sowie ganz besonders die beliebte von „normalen" und „abnormen" Charakteren, die, so sehr sie zunächst vom Triebleben gelten mag, in nicht wenigen Fällen eine Scheidung z. B. auch der Intelligenzen bedeutet. Für diesen Wortgebrauch fällt also die Definition des Charakters zusammen mit der

Digitized by Google

Definition der Persönlichkeit, die wir vorerst nur zum Teil, vollständig aber geben wollen nach Erörterung des weitesten Sinnes des Wortes Charakter.

Persönlichkeit ist das zum Konkretum Person gehörige Abstraktum und hat insofern jedenfalls das Merkmal der Einheit. Auf so lebhaften Widerspruch, wie es stets geschah, wäre das christliche Dogma von der „Dreieinigkeit Gottes" nicht gestoßen, wenn es nicht gleichzeitig Gott als Person zu denken gefordert hätte. Bei vorübergehendem Verlust der Einheit des psychischen Organismus (Hysterie, Somnambulismus usw.) spricht man mit Recht von einer „Spaltung der Persönlichkeit". Die fragliche Einheit ist also keine des Körpers, sondern des Innenlebens, und wir definieren Persönlichkeit sonach vorläufig als psychische Einheit oder Individuum. Dazu aber wird für uns bisweilen auch ein Ding, ja jeder begrifflich fixierte Gegenstand, womit wir zur dritten Bedeutung des „Charakters" gelangen.

Die Redensart, zwei vertrügen sich wie Hund und Katze, setzt Dissonanz der Charaktere zweier Wesen voraus, denen „Persönlichkeit" niemand beimessen würde. Auch vom Charakter eines Volkes ist die Rede, d. h. einer Sache, die aus vielen Personen besteht. Nichts hindert uns endlich, vom Charakter sogar der Mundart dieses Volkes zu sprechen, vom Charakter eines Bauwerkes, einer Landschaft, ja eines beliebigen Geschehens, wie des Sturmes, des Gewitters, der Revolution, vom Charakter selbst abstrakter Begriffe wie der Zahl, der Linie, der Einheit, der Geometrie, der monarchischen Staatsform usf. Der Ansicht, Charakter heiße hier einfach nur Eigenschaft, wäre entgegenzuhalten, daß keineswegs alle Eigenschaften, z. B. der Wüste, wie etwa das Ausgedehntsein, zu ihrem Charakter gehören, und daß wir sogar von unterscheidenden Merkmalen manche lieber, manche weniger gern zur Charakterisierung eines Dinges verwenden. Man vergleiche am Ende nur den Eindruck der Redewendung vom „Charakter der Wüste" mit der Wirkung des Satzes, die Wüste sei so oder so beschaffen, und man wird empfinden, daß jenes gewissermaßen poetisch gesagt ist, indem es die Wüste nicht nur begrifflich faßt, sondern ihr zugleich ein inneres Leben beilegt, nicht anders als ob sie ein Individuum, d. h. eine psychische Einheit wäre.

Der Umstand, daß wir vom Charakter auch lebloser Dinge zu sprechen in der Lage sind, enthüllt in Wahrheit ein Stück unserer Vorgeschichte. Man hat ursprünglich jedes Auffaßbare für beseelt genommen, und zwar, wie wir nicht unterlassen wollen hinzuzufügen, auf Grund des unmittelbaren Erlebens, das mit voller Wucht noch

Digitized by Google

heute im Kinde wirkt und sogar im Erwachsenen sich geltend macht, soweit es nicht alsbald der Korrektur durch den Verstand erliegt. Alles Auffassen besteht zuerst im Erfassen lebendiger Einheiten, und die Scheidung der Welt in eine tote und eine beseelte Hälfte ist das Ergebnis später, im einzelnen übrigens niemals abgeschlossener Erfahrung. Wie weit wir die Grenze des tatsächlichen Lebens hinausrücken dürfen, ja ob sie nicht wirklich sogar alles Seiende umfasse, ist eine metaphysische Frage, die jedes Zeitalter seiner herrschenden Denkrichtung gemäß besonders beantwortet. Eines aber könnte uns allein schon die Tatsache des ungeschwächt fortbestehenden Wortgebrauchs vom „Charakter der Gegenstände" deutlich machen, auch wenn es nicht mit so gewichtigen Gründen erweislich wäre, wie wir deren in der Folge beibringen werden: daß nämlich die „Seele" unmöglich identisch ist mit der Grundlage des Bewußtseinslebens im vollentwickelten Menschen. So gewiß nämlich jedermann der Aussage, etwa auch der Stein habe eine Seele, zwar nicht notwendig Glauben, aber nachfühlendes Verständnis entgegenzubringen vermöchte, so gewiß würde niemand auch nur als poetisch berechtigt zulassen können, daß man von der Persönlichkeit des Kiesels, der Pflanze oder der Wolke rede. Es muß zur psychischen Einheit als solcher ein determinierendes Moment hinzukommen, damit aus ihr die Persönlichkeit werde.

Wir finden es am ehesten durch Vergleichung des Menschen mit der ihm nächstverwandten Lebensstufe, dem Tiere. Wir zweifeln nicht, daß es empfindet, vorstellt, urteilt, daß es, weun auch aus Mangel an sprachlichen Bezeichnungen nur unvollkommen, Schlüsse zieht, daß es Gefühle, Affekte und Strebungen hat — der Ausdruck seiner Gemütsbewegungen ist im wesentlichen der gleiche wie beim Menschen —, daß es träumt, sich erinnert, wiedererkennt usw.: nur daran zweifeln wir und müssen es, daß es Bewußtsein seiner selbst besitze. Zwar auch in ihm, als einer Konzentrationsform des allgemeinen Kräftestroms, ist das Leben u. a. ein Aneignungsvorgang und führt daher fort und fort zur Erhaltung seines schließlich doch vergänglichen Trägers; aber unter sämtlichen Handlungen, die der Instinkt des Tieres zur Wahrung, Fristung und Verteidigung des Lebens ausführt, ist auch nicht eine, die zwingend zur Annahme einer die Möglichkeit des Todes vorausberechnenden Einsicht nötigt. In der Supposition eines Triebes der Selbsterhaltung liegt daher nicht sowohl eine poetisierende als vielmehr eine logisch durchaus unzulässige Übertragung des spezifisch menschlichen Existenzgefühls auf

Digitized by Google

das übrige, insonderheit das animalische Leben. Auch die Pflanze „erhält" ihre Form, obwohl wir hinsichtlich ihrer sogar zweifeln dürfen, ob sie etwas auch nur unseren Empfindungen Verwandtes kenne.

Die Persönlichkeit ist nicht nur psychische Einheit, sondern außerdem ein Ich: zusammenfassend gesagt, sie ist das individuelle Selbst und Charakterkunde die mit ihm sich befassende Wissenschaft. So treten uns denn bereits in der Definition unseres Gegenstandes als deutlich geschieden entgegen die zwei Elemente der Unterlage des Innenlebens, auf die wir uns stützen bei planmäßiger Entfaltung des Systems der Triebfedern. Dort werden wir zeigen, daß denknotwendig das Ich identisch sei nicht nur in allen Bewußtseinsakten des gleichen, sondern sämtlicher Menschen, ja sogar aller mit der Fähigkeit des Sicherlebens ausgerüsteten Wesen. Auf Grund der Einerleiheit des Ichs und folglich erst sekundär markiert unser Geist im stets fluktuierenden Material der Empfindungsinhalte die festen Punkte mit sich identischer „Gegenstände", an denen allein das orientierende Denken der sog. Erfahrung erwachsen kann. Den Stoff aber für seine durchaus nur „gesetzgeberische" und erhaltende, niemals hingegen produzierende Tätigkeit findet er vor, und zwar als Bewußtseinsinhalt, für dessen Dasein wir deshalb ein zweites Prinzip zur Erklärung heranziehen müssen. Wir nennen es, wie vorgreifend schon erwähnt sei, in Übereinstimmung mit einem sehr alten psychologischen Sprachgebrauch die „Seele" und seinen metaphysischen Grund das Element des Weltinhalts.

Unsere Überlegungen zur Definition der Persönlichkeit mögen ihren Abschluß finden durch den Hinweis auf eine Tatsache von bewährter Beglaubigungskraft: daß nämlich in bezug auf diesen Begriff der Name selbst schon die Dualität der konstituierenden Bestandteile vorgezeichnet! „Person" ist das lateinische „persona", welches von „personare" = „hindurchtönen" kommt und ursprünglich die Larve bezeichnet, durch die der antike Schauspieler hindurchspricht, dann auch die von ihm zu spielende „Rolle" und endlich den „Charakter", die „Persönlichkeit". Als stehende Bezeichnung für das Wesen des Menschen hat sich also der lateinische Name der tragischen Maske eingebürgert, die erst zu leben anfängt, wenn die Stimme des Mimen heraustönt. Wir lassen beiseite, inwiefern diese besondere Zweiheit sogar für die Metaphysik der fraglichen Dualität einen brauchbaren Fingerzeig gebe, und begnügen uns festzuhalten, daß der primäre Wortsinn mit „Person" in der Tat eine Doppelheit meine: ein an sich selbst lebloses Gesichtsbild und eine hindurch-

Digitized by Google

tönende Stimme, welche im Urdrama die Stimme eines Gottes bedeutet [1]).

Da nun solchem gemäß die erste Aufgabe der Charakterkunde in einer möglichst vollständigen Kennzeichnung der individuellen Selbste bestehen muß, so erhebt sich zunächst die Frage, wie diese Kenntnis zu erlangen sei. Die aber geht wieder in zwei auseinander: erstlich wie das individuelle Selbst in der Außenwelt zur Erscheinung komme, ferner wie es an sich erforschbar sei, nämlich abgesehen von den Formen seiner Objektivation. Die Beantwortung jener Frage bildet den wesentlichen Gegenstand der Physiognomik im engeren Sinne, deren zurzeit am besten erforschtes Gebiet wir anderweitig so ausführlich behandelt haben, daß es hier nur des Hinweises auf ihr methodisch wichtigstes Prinzip bedarf [2]).

Außer in Formen der Organe, deren Sinn einem ahnenden Gefühl verständlich, aber bis heute nicht zu beweisen ist, offenbart sich der Geist in ihren Bewegungen und deren bleibenden Spuren. Von den fast nur inneren Funktionen des Atmens, der Herztätigkeit, der Darmbewegungen und den rein reflektorischen, wie des Niesens, Hustens, Augenzwinkerns usw. abgesehen zeigen ihrer viele ein Wollen an, alle aber psychische Tätigkeiten, und sind daher sämtlich expressiv. Die Expression als solche dient zur Entdeckung der Persönlichkeit, ihr von Zwecken determiniertes Teilmoment, die sog. Handlung, hilft uns das Urteil beglaubigen. Gedeutet aber werden beide nicht durch Vergleichung von Erfahrungsinhalten, die hier ganz unausführbar wäre, sondern nach Maßgabe eben desjenigen unmittelbaren Erlebens, das uns, wie bereits angedeutet, jedes Geschehen so lange zum Ausdruck einer uns analogen psychischen Einheit macht, als der Verstand noch nicht hemmend eingegriffen. Wir übergehen hier als zum wichtigsten Teil an oben zitierter Stelle erörtert das Gesetz jenes Deutungsverfahrens und legen nur darauf Gewicht, daß sonach der Stoff zum psychologischen Urteil ausschließlich in uns selber liege: womit sich die zweite der beiden Fragen dahin erledigt, daß jegliche Kenntnis fremder Persönlichkeiten auf der Kenntnis der eigenen beruhe. Mit der Einschränkung auf die Welt der Einzelgeister bleibt das γνῶθι σεαυτόν zu Recht bestehen. Das Problem der Erforschung des

[1]) Im Griechischen wird in ganz analoger Bedeutung verwendet: πρόσωπον = Maske.

[2]) Man vgl. unsere „Probleme der Graphologie" und für den Mechanismus des Deutungsvorganges besonders das 3. Kapitel des IV. Abschnittes mit der Aufschrift: „Das Grundgesetz des Ausdrucks".

Digitized by Google

„anderen" fällt zusammen mit der Frage nach den Bedingungen der Selbstkenntnis, von denen die drei allerwichtigsten jetzt skizziert werden sollen.

Unser ganzer geistiger Besitzstand stellt sich aus „Erfahrungen" erworben, genauer als von ihnen abstrahiert dar: das gilt von der Wissenschaft des inneren wie des äußeren Lebens. Nur derjenige kennt die Qualitäten seines Inneren, der sie erfuhr oder, wie man lieber sagt, „erlebte". Schärfe und Umfang der Selbstkenntnis wächst unter sonst gleichen Umständen mit der Tiefe und Breite des Erlebens. Das Erleben aber bedarf der von außen kommenden Anlässe, deren einer die Berührung mit der Natur, deren zweiter und weit stärkerer die Reibung von Person mit Person ist. Durch Verzicht auf letzteres mag man ein großer Mystiker werden wie manche Einsiedler und Hesychiasten des Mittelalters, oder ein großer Tüftler und Begriffespalter (zuweilen wohl auch ein rechter Buchstabengläubiger), wie manche moderne Psychologiegelehrte, die darin ihrem Urbild Kant nacheifern — ein Psychologe niemals!

Selbst stark ausgeprägte Eigenschaften werden von ihrem Träger oft erst bemerkt im Augenblick ihres ersten unerwarteten Hervortretens. Es kann einer eifersuchtsfähig sein mehr als die meisten und weiß es doch nicht bis zu dem Tage, wo er sich heftig verliebt. Viele Stadtmenschen überschätzen ihren Mut, weil das zivilisierte Leben zu ernstlichen Mutproben nur selten Anlaß gibt. Der wohl zweifellos größte Psychologe unter den deutschen Dichtern, Goethe, wird nicht müde einzuschärfen, daß nur der handelnde, „tätige" Mensch seine Schwächen und Vorzüge kennen lerne. — Damit nicht genug, erweitert nur das volle Erleben den psychologischen Horizont und zeigt uns Möglichkeiten, die wir vertieft in uns selbst niemals vermutet hätten. Einzig durch Kollision mit anderen Charakteren erfahren wir nämlich den Gegensatz zu unseren eigenen Charakterzügen und dadurch auch diese erst in voller Deutlichkeit.

Damit der Offenherzige, der seiner Offenheit gemäß handelt, von ihr wissen könne, muß er wenigstens einmal belogen sein. Den Lügner, so paradox es klingen mag, begreift er — ob rasch oder langsam, steht hier nicht in Frage — vermöge seiner Offenheit, und auf die wiederum fällt ein Licht vom Verständnis der Lüge. Jeder Trieb, auf Grund dessen ich etwas tun will, gibt dem Geist das Mittel zur Beurteilung desjenigen, durch den ich ebendasselbe unterlassen würde. Ein ungebrochen „naives" Wohlwollen mag zunächst nichts sein als der instinktive Hang, zu bejahen und gutzuheißen;

Digitized by Google

einmal „geweckt“ durch Kollision mit zerstörerischer Bosheit ist es fortan außerdem die Tendenz, nicht zu verneinen und wehe zu tun, und hat als solche rezipiert das Erlebnis des Verneinens und Wehetuns. Die Tatsache verliert ihr Verwunderliches, sobald wir bedenken, daß der psychologische Gegensatz nur eine Form der Ähnlichkeit bildet, und daß die Extreme trotz ihrer Feindlichkeit gleich Wärme und Kälte Gradunterschiede sind. Wohlwollen ist ein Minimum von Bösartigkeit, diese ein Minimum von Wohlwollen. Dessen aber wird ein jedes inne durch den Zusammenstoß mit seinem Gegenteil. So hat der Ruhige den Stoff zum Verständnis des Aufgeregten und umgekehrt, der Theoretiker vom Stoff des Praktikers, der Künstler von dem des Täters usw., und es bedarf nur der Herausforderung durch das äußere Leben, daß solcher Stoff zum Bewußtsein komme.

Mit dem Erleben und Handeln ist es nun aber nicht getan. Zwischen Reflexion und Tätigkeit besteht sogar ein Antagonismus, den von einer Seite z. B. das Hamletproblem beleuchtet. Wie die Schwäche der Tatkraft sich häufig umsetzt in meditierende Skepsis, so ist der Täter meist ein schlechter Philosoph. Offenbar bedarf es der Betrachtung des Erlebten, wenn es nicht nur erlebt sein, sondern auch gewußt werden soll, und da das Bewußtsein niemals zwei Akte zugleich vollzieht, der rückschauenden Betrachtung oder der Erinnerung an das Erlebte: und damit sind wir bei der allerunentbehrlichsten Eigenschaft des Seelenforschers. — Man hat dieses Hauptmittel psychologischer Einsichtsgewinnung mit wenig glücklicher Wortwahl „Selbstbeobachtung“ genannt, obschon Beobachtung Gleichzeitigkeit von Subjekt und Objekt voraussetzt, während das innerlich zu „Beobachtende“ als Erlebnisinhalt verflossen ist, wenn auch etwa erst seit einer Viertelsekunde, und statt dessen existiert als Erinnerungsbild. Nicht Beobachtungsgabe im gewöhnlichen Sinne, sondern die Neigung zur geistigen Reproduktion der eigenen Vergangenheit, verbunden mit der Fähigkeit deutlichster Selbstbesinnung bildet die zweite und wichtigste Grundlage der Seelenforschung. Hier ist noch eine Ergänzung nötig.

Nicht die Persönlichkeit machen wir rückblickend zum Gegenstand unmittelbarer Betrachtung, sondern deren zurzeit schon vergangenes und seiner Natur nach überhaupt transitorisches Erleben. Zwischen uns, als dem nunmehr Betrachtenden, und abermals uns, als dem vorhin Erlebenden, den Unterschied erfahrend, lösen wir gewissermaßen von selbst aus dem Instrument unseres Wesens eine bestimmte Saite los, die eben noch tönte, jetzt aber stumm ist, und, indem sie auf

Digitized by Google

Grund des Erinnerns immerhin anklingt, nur ungleich schwächer als im Augenblick des Erlebens, so enthüllt derselbe Akt der Betrachtung zugleich zwei Gradgegensätze dieses Zuges, woraus unser Denken eine nach oben wie nach unten beliebig verlängerbare Skala von Intensitäten gewinnt. Rechnen wir hinzu die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Erlebnisqualitäten, die wir rückschauend überblicken, so sehen wir ein, daß der retrospektiven Betrachtung ein wahres Universum von Charakterelementen erreichbar sei, und die vorausgeschickte Behauptung, der Stoff jeder fremden Individualität, soweit wir sie erfassen, ruhe in uns selbst, verliert schon wesentlich von ihrer scheinbaren Paradoxie.

Es ist nun aber nichts als ein Fortführen des solcherart intendierten Abstraktionsprozesses, wodurch wir herausgelöste Teilmerkmale der eigenen Persönlichkeit verwerten zur Konstruktion von Charaktertypen, die von uns selbst in jedem beliebigen Grade verschieden sind. Wer nur einigermaßen geschult ist in analytischer Selbstbesinnung, wird durchaus keine Schwierigkeit haben, aus innerer Erfahrung z. B. den Raubmörder zu begreifen. Jeder kennt das Vergnügen am Besitz materieller Güter und vermag auf Handlungen der Gewinnlust zurückzublicken; er hat auch erlebt, daß solche Gewinnlust stärker oder schwächer hervortrat, je nachdem ob ihr gegensätzliche Motive, wie Gerechtigkeitssinn, Pflichtgefühl, Liebe usw., bald mehr, bald minder die Wage hielten. Er braucht nur ausgeschaltet zu denken die Triebfedern so der Sympathie als des Rechtsgefühls, um, wenn nicht alle, so doch einige der bedeutendsten Prämissen zum Verständnis des Raubmörders zu besitzen, den darnach, beiläufig gesagt, nicht so sehr die Stärke bestimmter Züge als die Schwäche gewisser Hemmanlagen erklären würde. Der unpsychologische Abscheu vor der Zumutung, aus eigenem Erlebnisschatz den Typus des Raubmörders aufzubauen, möge daran erinnert sein, daß auch der Haß gegen solche Verbrechen das Verständnis für mindestens den als böse gewerteten Teil seiner Ursache voraussetzt. Soweit Affekte nicht auf bloßer Selbsttäuschung beruhen, was im gegebenen Falle niemand annehmen wird, tragen sie in sich die Vergegenwärtigung des Zustandes der Sache, auf die sie bezogen sind. Volle Unmöglichkeit des Verstehens dagegen ließe weder Haß noch Liebe aufkommen und wäre die Folge nicht eines Kontrastes, sondern der Inkommensurabilität der Dispositionen.

Wir bieten zugleich damit ein konkretes Beispiel für den im vorigen Kapitel entwickelten Satz, daß der Geist zum Erleben ein

Digitized by Google

Verhältnis der „Distanz“ haben müsse, wenn psychologische Einsicht erzielt werden solle. So gewiß nämlich die soeben berührte affektive Beziehung einerseits zwar Verständnis voraussetzt, so gewiß bildet sie andererseits einen wirksamsten Grund des Mißverstehens. Als ihren Objekten viel zu „nah“ sehen Liebe wie Haß durchaus nur eine Seite davon, der Haß die als übel bewertete, die Liebe das „Gute“, und lassen die übrigen außer acht. Sogar der besondere Grad von Nähe zeigt sich in unterschiedlicher Größe der Verkehrtheit des Gefühlsurteils an, da denn die vereinigende Liebe unter sonst gleichen Umständen noch ärger irreführt als der entfremdende Haß. „Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr“, äußert schon Goethe, ein in solchen Fragen ausgezeichneter Gewährsmann. Der Haß, auf Verschärfung des Gegensatzes zielend, behält doch wenigstens sein Objekt im Auge, das er zwar einseitig, aber darin zutreffend beurteilt; der Liebe hingegen genügt ein Faktum von verschwindender Dürftigkeit, um eine Dichtung daran zu knüpfen, die aller Wirklichkeit spottet. Der Haß kritisiert, die Liebe aber ist das wahre Element der Täuschung [1]).

---

[1]) Dieser Satz dürfte Zweifeln, ja Widerspruch begegnen, und es werden manche gerade umgekehrt der Behauptung zuneigen, daß sich das Innerste fremden Wesens nur der großen Liebe entschleiere. Das könnte richtig, brauchte aber mit unseren Ausführungen keineswegs unvereinbar zu sein. Mit Verwendung einiger halbsymbolischer, in der Philosophie aber ganz gut beheimateter Begriffe läßt sich in Kürze ein Fingerzeig zur Lösung der Antithese geben.

Die Liebe kann den Intellekt „hellseherisch“ machen, will sagen zur Spiegelung des fremden „Urbildes“ befähigen: ein Wissen, das aber ebensowenig diskursiv wäre wie das „Urbild“ einer Sache oder Person jemals identisch ist mit dieser selbst und darum die Gefahr einer Täuschung des Verstandes in sich schlösse. Und zwar hätte solche Täuschung in eben dem Maße statt, als Eigenschaften des „Urbildes“ auf den Gegenstand übertragen würden, worin wir das Wesen jener großen Illusion erblicken, die von der großen Liebe, wie es scheint, kaum zu trennen ist. Man denke z. B. an die jeder wahren Liebe innewohnende Ewigkeitsüberzeugung, mit der sich die oft nur kurze Dauer des tatsächlichen Liebesbundes dann so gar nicht zu vertragen scheint. (Das „innere Licht“ erhellt zwar, aber es beleuchtet nicht, etwa dem Monde ähnlich, der mit seiner Helle die Sterne zudeckt!) —

Ob und wieweit das von Liebe ergriffene Gemüt sich täuschen läßt, hängt außerdem nun aber vom Gesamtcharakter ab, genauer von der persönlichen Stärke des Gegenstandsbewußtseins. Wo das verhältnismäßig zu kräftig ist, als daß es vom Glanz des Eros überblendet würde, da tritt nur um so zwingender der Gegensatz hervor zwischen dem „Urbilde“ und seinem wahrnehmbaren Träger, und es entsteht auf Grund eines reaktiven Affekts derjenige Scharfblick, der nur ganz uneigentlich „Scharfblick der Liebe“ heißt. Nicht die Liebe nämlich bringt ihn hervor, sondern dieses, daß sie enttäuscht ward, wozu denn u. a. freilich auch sie erforderlich

Digitized by Google

Und was bei Gelegenheit affektiven Urteilens handgreiflich wird, das bildet die große Gefahr der Selbstbetrachtung überhaupt: daß sie nämlich gefangen genommen von der zunächst ausschließlich erfaßbaren Einzelheit das verbindende Ganze entweder vernachlässige oder aus einer herrschenden Stimmung hinzudichte, wie es stets geschieht bei Konstruktion eines Typus (z. B. des Raubmörders) auf Grund moralischer Entrüstung. Erst die „Ferne" des Standortes verknüpft die Einzelzüge wieder zur Totalität eines Bildes, und das ist der Grund, warum der weniger geübte Seelenforscher richtiger würdigt, was er vor einer längeren Reihe von Jahren gewesen, als was er in der Gegenwart ist und warum die Geschichtsschreibung bei gleicher Vollständigkeit der Berichte um so billiger urteilt, je verflossener das ist, wovon sie handelt. — Endlich macht eine Tatsache von bei weitem größerer Wichtigkeit die Distanz des Betrachters unbedingt erforderlich. Durch rückschauende Vergegenwärtigung eines Erlebens wecken wir, wie schon angedeutet, auf Grund der im Unbewußtsein eingelagerten Gedächtnisspur das Erlebnis selber. Je sinnlicher, lebhafter, vollständiger die Erinnerung gelingt, um so stärker wird die Vorstellung an das Erlebte mit der Macht der Wirklichkeit von uns Besitz ergreifen. Das aber hebt den Akt des Erkennens naturgemäß auf. Und das ist nun der gewöhnliche Gang der Dinge, daß der Geist bedenkend das damals Erfahrene in abgeschwächter Form noch einmal erlebt, und daß ihm umgekehrt dasjenige auch als Gegenstand abhanden kam (wie für viele im mittleren Lebensalter der Bewußtseinszustand ihrer Jugend), was er nicht mehr zu erleben vermag. Daß es sich aber anders verhalte, lehrt keine Methode, sondern es bedarf dazu der distanzierenden Anlage, die wir im ersten Kapitel schilderten, ohne sie freilich verständlich zu machen, was nur mittels metaphysischer Begriffe geschähe. Man könnte den Zustand des so gearteten Geistes einer höheren Wachheit vergleichen, wie es tatsächlich Goethe tut, der ihn in bezug auf den Dichter im „Wilhelm Meister" mit leidenschaftlichen Worten also verherrlicht: „Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die anderen wachend träumen und von ungeheueren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er der Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft."

---

war. Und so fügen wir abschließend hinzu, was einige mehr noch verwundern wird als alles Voraufgegangene, daß wir für den bei weitem mächtigsten Sporn des Erkenntnistriebes die — Enttäuschung halten!

Digitized by Google

Nicht ohne Absicht führen wir Worte eines Dichters über den Dichter an, denn die beiden bisher erörterten Vorbedingungen der Selbsterkenntnis liegen nicht minder poetischer Menschendarstellung und Seelenweisheit zugrunde als einer wissenschaftlichen Psychologie. Sie sind der Quell des auf innere Erfahrung gestützten Wissens, das Propheten und Dichter auf eine unmittelbare Weise und in zugleich sinnlicher Form verlautbaren, während die Psychologie es in unpersönliche Begriffe zu fassen die Aufgabe hat. An dritter Stelle müssen wir darum fordern die begriffliche Fixierung des Wißbaren, die nun aber auf diesem Gebiet zusammenfällt mit der logischen Prüfung schon vorhandener Kategorien.

Die Naturwissenschaft und im wesentlichen auch die Geschichtsforschung erweitert sich zumal durch Auffindung neuer Tatsachen, zu deren Einordnung in ein Gedankensystem es neuer Begriffe bedarf. Medizin, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie und nicht viel weniger Philosophie, Archäologie sind von konventionellen Namen voll, die nur der Gelehrte kennt und welche eine Unterhaltung über Fragen des Gebietes dem Laien genau so unverständlich erscheinen lassen, als ob sie in einer ihm unbekannten Sprache geschähe. Die Schulpsychologie hat sich ja alle Mühe gegeben, auch die Seelenforschung durch eine künstliche Terminologie dem profanen Bewußtsein zu entziehen; allein wir haben schon oben an einem Beispiel dargetan, wie ärmlich und gesucht hier jene Kategorien wirken, die man als Unterlage für kluge Experimente sich ausgedacht, und wir unterließen nur, die Selbstverständlichkeit hinzuzufügen, daß dabei als Maßstab der schier unermeßliche Reichtum psychologischer Begriffe vorschwebe, den die Umgangssprache in täglich gebrauchten Wörtern und Wendungen zur Verfügung stellt. Das erklärt sich aus einem sehr einfachen Grunde.

Das Fundament aller Seelenkenntnis, die innere Erfahrung, liegt ungleich den Erfahrungen der Physik, Chemie, Astronomie usw. in nahezu ein und demselben Umfange vor, solange es Menschen, zum wenigsten solange es historische Menschen gibt. Ja wir dürfen nicht zweifeln, daß ihre Befunde in weniger nach außen gekehrten Zeiten, als es die heutige ist, dem Bewußtsein weit unmittelbarer gegenwärtig waren: wie denn z. B. das mittelalterliche Philosophieren nicht selten eine Tiefe der Selbstkenntnis aufweist, welche späterem Denken abhanden kam. Und diese Erfahrungen wurden durch organische Bildungskräfte, die hundertmal weiser als unsere „Vernünftigkeit", zu jener Unsumme seelenkundiger Begriffe verdichtet, deren sprachliche

Digitized by Google

Bezeichnungen jedes Volk im wesentlichen schon fertig mitbringt, wo es aus vorzeitlicher Dämmerung in den Lichtkreis der Geschichte tritt. Es gehört eine wahre Hybris des Verstandes dazu, um angesichts der nahezu viertausend Wörter, die uns allein z. B. die deutsche Sprache zur Bezeichnung sowohl einfachster wie kompliziertester Vorgänge, Zustände und Eigenschaften des Innenlebens an die Hand gibt, die psychologische Nomenklatur erst — erfinden zu wollen!

Dadurch aber erhält die Aufgabe begrifflicher Fixierung für psychologisches Forschen einen ganz besonderen Sinn. Es kommt nicht darauf an, Erfahrungsergebnisse schlechterdings festzuhalten, sondern es mit Hilfe sprachlicher Kategorien zu tun, die durch Wachstum geworden und mit der ganzen Fülle ihres Alters beladen sind. Die logische Verwertung der Befunde hat sich an Zeugnissen der Sprache zu messen, und zur Selbstzergliederung gesellt sich die heute fast verschollene Kunst des Definierens. Das wäre eine Wendung, wenn man will, zur Scholastik, richtiger zum Altertum, das mit seinem Hang, im Namen den Erklärungsgrund der Sache zu suchen, hinsichtlich der Probleme des Innenlebens auf rechtem Wege war, wie viel falsche Etymologien ihm auch mit unterliefen.

Man hört oft die Rede von der Armut der Sprache und daß für tiefstes Erfahren uns die Worte fehlten: wahrer möchte es sein, von der Armut des Erlebens zu sprechen, dem in zahllosen Fällen nur der Reichtum der Worte, womit es sich schmückt, einen Anschein von Bedeutung leiht. Nur weil das Leben, das in der Sprache geronnen ist, so an Glut und Wildheit wie an geistiger Flugkraft die letzten Höhen und letzten Tiefen im Leben des einzelnen — von den dunklen Gefühlen der ersten Jugend abgesehen — hinter sich läßt, so kann es, wenn in Bewegung gesetzt, mit heute noch fast dämonischer Zauberkraft die Seelen sich selbst entrücken und in sonst unerreichbare Wirbel eines mehr als menschlichen Geschehens reißen; und durchaus als vom Genius der Sprache begnadet führt uns ein großer Dichter in unbekanntes Wunderland.

In der Tat ist es nicht nur nicht wünschenswert, sondern schlechterdings unmöglich, daß wir philosophierend den Impulsen entgingen, die uns fortwährend treffen aus dem Wortschatz der Sprache, in der unser Denken geschieht, und die eigentliche Gefahr besteht gar nicht in wirklicher Hinwegsetzung über sprachlich vorgebildete Begriffsschemate, sondern in kritikloser, weil überhaupt nicht bewußt gewordener Unterordnung. Nietzsche, auch darin der erste neuzeitliche Psychologe, daß er mit Tiefblick und Scharfsinn den Spuren der

Digitized by Google

Sprache folgt, ist ebenso geschäftig, die Metaphysiker zu verspotten, die seit alters ahnungslos von ihr gefangen seien[1]). „Unter einem unsichtbaren Banne laufen sie immer von neuem noch einmal dieselbe Kreisbahn, sie mögen sich noch so unabhängig voneinander mit ihrem kritischen oder systematischen Willen fühlen: irgend etwas in ihnen führt sie, irgend etwas treibt sie in bestimmter Ordnung hintereinander her, eben jene eingeborene Systematik und Verwandtschaft der Begriffe . . . Die wunderliche Familienähnlichkeit alles indischen, griechischen, deutschen Philosophierens erklärt sich einfach genug. Gerade wo Sprachverwandtschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, daß dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik — ich meine dank der unbewußten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen von vornherein alles für eine gleichartige Entwicklung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen anderen Möglichkeiten der Weltausdeutung der Weg hier abgesperrt erscheint — . . .“

Es ist nun ein anderes, von der Sprache geleitet werden, ein anderes, ihre Fingerzeige benutzen. Nichts fördert auch sonst so sehr die Klärung der Begriffe als die Prüfung der Namen[2]). Die Auffassung feinerer Schattierungen des Innenlebens geschieht wohl durchweg an der Hand vorgefundener Begriffe, und wir betrachten es als den entscheidenden Schritt zur Psychologie, daß man sich solcher Nötigung dauernd bewußt bleibe. Die kritische Bearbeitung der von der Sprache gelieferten Kategorien ist das unentbehrliche Komplement und Korrektiv der Selbstbetrachtung.

Hier sei im Vorbeigehen des gelehrten Vorurteils gedacht, welches sorgsam jeden Terminus vermeiden will, der einer „Eigenschaft“, einem „Vermögen“, einer „Anlage“ ähnelt. In Wirklichkeit sprechen auch die Wörter der Schulpsychologie samt und sonders von Dispositionen. Der Satz, daß wir zu denken vermögen, sagt vom Menschen nicht anders die Gabe des Denkens aus, wie in bezug auf eine Gruppe die speziellere Disposition für einen bestimmten Affekt statuiert wird etwa mit dem Worte Neidfähigkeit, und beides sind Eigenschaften im nämlichen Sinne, wie das Rot Eigenschaft z. B. der Rose ist. Im Rotsein der Rose liegt tatsächlich nicht, daß sie auch

[1]) „Jenseits von Gut und Böse.“ I. Hauptstück, 20. Abs.

[2]) Eine Fülle von Beispielen teils für die sinnliche Schlagkraft der Wendungen, teils für ihre überaus zarte Unterscheidungsgabe haben wir geboten in den „Problemen der Graphologie“, wo man einmal das Kapitel über das Grundgesetz des Ausdrucks und sodann vor allem die Tabelle III (S. 180—181) nachlesen möge.

Digitized by Google

immerdar rot erscheine, sondern durchaus nur, daß solches unter gewissen Bedingungen geschehe, von denen wir die Rot enthaltende Bestrahlung und das sehende Auge nennen. Ihr Roterscheinen ist die von zahlreichen Umständen mitabhängige Funktion ihrer Anlage des Rotseins, welche ihrerseits das außerhalb jeder Anschaulichkeit liegende Mittel unseres Denkens bildet, um das Flüchtige durch Anknüpfung an ein Bleibendes kausaler Deutung gefügig zu machen. Es besteht sonach nicht der geringste Widerspruch zwischen dem Eigenschaftsbegriff und einer möglichen Veränderlichkeit des Charakters oder gar dem Fluktuieren der Bewußtseinsinhalte. Von diesen ist gar nicht die Rede und, was jene anbelangt, so fordert sie ein Festes, um überhaupt diskutierbar zu sein. Selbst die Ansicht, daß unser Charakter in merklichem Maße von Tag zu Tag schon sich wandle, käme nicht aus ohne die logische Konstruktion der Anlage, mit Bezug auf welche allererst eine fortschreitende oder periodische Änderung begriffen werden könnte.

Die Untersuchung der Namen hat nun vorweg zu entscheiden, inwieweit sie hinreichend definierbar seien und welche Bestandteile man ohne Preisgabe ihres Hauptsinnes zum Behuf einer strengeren Fassung etwa entbehren könne. Viele populäre Begriffe gehen solcherart für das wissenschaftliche Denken verloren, mehrere noch als genügend bedeutungssicher eilen ihm gewissermaßen vorauf, indem sie ihm wunderbare Probleme stellen und Fingerzeige zu ihrer Lösung geben. Wir greifen aus der großen Zahl der Aufgaben drei heraus, die prinzipiellen Wert besitzen.

Verwandte und doch auch gegensätzliche Begriffe, die ersichtlich Begriffe psychischer Dispositionen sind, veranlassen uns zu der Frage, worin denn die Gegensätzlichkeit der Erlebnisse bestehe, die von den fraglichen Dispositionen zeugen. So könnten wir z. B. ergründen wollen, was „Leidenschaft“ im Verhältnis zur „Begeisterung“ sei, und fänden mit der Antwort das Dasein jener beiden Selbste, des personellen und des generellen, unter Voraussetzung deren, wie wir zeigen werden, der genannte Unterschied allein verständlich würde. Statt von der inneren Erfahrung hätten wir also auch von zwei tagtäglich gebrauchten Wörtern ausgehen können, um zu einem Ergebnis von unberechenbarer Tragweite zu gelangen.

Eine nicht minder reizvolle und erfolgversprechende Aufgabe ist die begriffliche Trennung sprachlich abgestufter Grade und Nebenformen eines, wenn auch komplexeren Grundbegriffes. So fühlen wir deutlich den Unterschied zwischen folgenden ebenso unverkennbar

Digitized by Google

einander nahestehenden als nicht völlig sinngleichen Wörtern: „sensibel", „empfänglich", „eindrucksfähig", „feinfühlig", „reagibel", „impulsiv", „sanguinisch". Was ist das ihnen allen Gemeinsame, was unterscheidet sie, und welche von ihnen gehören zu einer engeren Gruppe? Oder was bedeutet „Wohlwollen" im Verhältnis zur „Gutmütigkeit" und beide im Verhältnis zur „Weichherzigkeit"? Oder man erwäge den förmlich aufreizenden Reichtum der Namen für Gestaltungen, Grade, Darstellungsweisen usw. des Selbstgefühls. Welche der heutigen Psychologien könnte sich rühmen, die Mittel zur Justierung auch nur folgender Kategorien zu haben, die wir nicht ganz ohne Ordnung aufzählen: „Selbstbewußtsein", „Selbstschätzung", „Selbstüberschätzung", „Größenwahn"—„Selbstvertrauen", „Selbstsicherheit", „Selbstgerechtigkeit" — „Stolz", „Vornehmheit" — „Hoffart", „Hochmut", „Dünkel", „Anmaßung", „Aufgeblasenheit" — „Ehrgeiz", „Ruhmsucht", „Eitelkeit" — „Selbstzufriedenheit", „Selbstgenügsamkeit", „Suffisance", „Selbstgefälligkeit" — „Eigenliebe", „Selbstliebe", „Selbstbewunderung"!

Eine dritte Aufgabe von grundsätzlicher Wichtigkeit liegt in der Zerlegung solcher Begriffe, die nicht Hauptformen oder Schattierungen psychischer Dispositionen, sondern ein typisches Ergebnis des Zusammenwirkens vieler und oftmals wechselnder Anlagen für, sei es innere, sei es zumal gesellige Tätigkeitsrichtungen der Persönlichkeit bezeichnen. Was etwa wären die dispositionellen Prämissen der „Anpassungsgabe", was der Konsequenz oder Folgerichtigkeit, was der „Treue", der „Rechtschaffenheit", der „Dankbarkeit", der „Anhänglichkeit"? Aus welchen Komponenten besteht das „Gemüt"? Mit solchen Wörtern gibt uns die Sprache Scheintypen, die gewissen erfahrungsmäßig auftretenden Komplexen entsprechen; daher die Analyse, soweit sie gelingt, hier nicht selten Gesetze des Zusammenvorkommens der Dispositionen ermittelt. So läßt z. B. allein das Wort „Naseweisheit" erraten, daß Neugier häufig verbunden ist mit Dreistigkeit des Urteils.

Wenn solches Grundprobleme einer Analyse der Namen sind, so wäre ein Mehreres zu sagen von den logischen und philologischen Hilfsmitteln zu ihrer Lösung. Da niemals der ganze Sinn beim Gebrauch eines Namens vergegenwärtigt wird und wechselnde Zeiten an unterschiedlichen Bedeutungsteilen ein vorherrschendes Interesse haben, so befindet sich der Begriffsinhalt, wie bekannt, in beständigem Fluß: bald sich erweiternd und dadurch verarmend, bald verreichert, weil sich verengend, und erliegt in Jahrhunderten bisweilen völliger Wand-

Digitized by Google

lung. Als der vielleicht mächtigste Hebel dieser Entwicklung aber erscheinen die sozialen Sym- und Antipathien, in denen wieder die Bedürfnisse des jeweils dominierenden Standes in Form einer philosophischen oder religiösen Überzeugung zum Ausdruck gelangen.

Das Wort „Einfalt" war ein Lob und nahezu sinngleich mit „Frömmigkeit", solange die Stärke seines Glaubenkönnens priesterlich-ritterlicher Schätzung gemäß den Wert des Menschen bestimmte, wohingegen die Vielfältigkeit einer intellektualistischen Epoche wie der unserigen vom „Einfältigen" eben nicht anders als vom Dummen redet. Wenn nun auch die psychologische Terminologie zweifellos dem gegenwärtigen und nicht einem irgendwann gewesenen Wortsinn Rechnung trägt, so wird sie doch nach ihrem Teil daran mitarbeiten, die Mechanisierung ehemals gewichtiger Wendungen zu verhüten und das Beste ihres ursprünglichen Gehalts in eine strengere Fassung hinüberzuretten; und dazu hilft von etymologischen Erwägungen abgesehen vor allem das Wörtlichnehmen der Namen, wofür wir bereits ein besonders schlagendes Beispiel boten aus Anlaß der Definition der Persönlichkeit.

„Solange die Formeln bestehen," sagt Stuart Mill in dem ausgezeichneten Kapitel seiner Logik, welches ‚von den Erfordernissen einer philosophischen Sprache handelt', „kann der Gehalt jeden Augenblick wieder erwachen . . . Gewöhnlichen Geistern wird zu jeder Zeit nur der Teil der Bedeutung erschlossen, zu der dieses Zeitalter in seiner eigenen Alltagserfahrung das Gegenstück liefert. Aber die Worte und Sätze liegen bereit, um jedem gehörig vorbereiteten Geiste auch den Rest der Bedeutung zu erschließen." Der Gedanke enthält ein Programm, das im einzelnen auszuführen die Obliegenheit einer vollständigen Charakterologie wäre. —

Keine andere Hinterlassenschaft der Völker kommt als Dokument des inneren Lebens an Stärke und Unmittelbarkeit der Sprache gleich; aber auch keine vermag sich psychologischer Deutung gänzlich zu entziehen. Die Residuen des Bewußtseins sind unermeßlich, und es bedarf nur des klar darauf gerichteten Blickes, um aus Bauten, Ornamenten und Bildern bestätigt sowohl als ergänzt zu finden, was die geschichtlich überlieferten Handlungen vom Charakter ihrer Träger zu sagen wissen. Ein Material sieht der Bearbeitung entgegen, das in solcher Fülle niemals einer Wissenschaft eignete, und wir wären schon jetzt unerhörter Aufschlüsse gewiß, wenn den Historikern nicht noch durchweg jenes psychologische Staunen fehlte, aus dem sich vor jeder Form, jedem Werk, jeder Tätigkeitsgattung die Frage nach der

Digitized by Google

Natur der hervorbringenden Kräfte erzeugt. Zum erstenmal mit vollem Bewußtsein werden Trachten, Sitten, Schriftsysteme, Gebrauchsgegenstände, Mythen, Kultformen, Göttervorstellungen weder vom Tatsachenstolz nur gesammelt noch voreilig zurechtgedeutet für die Offizin eines metaphysischen Dogmas, sondern voraussetzungslos nach ihrer Herkunft befragt und sollen begriffen das Bild des Menschen vollenden helfen.

Der nächste Erfolg aller dieser Bemühungen wird ein von moralischer Orientierung freies System sämtlicher Arten und Unterarten psychischer Dispositionen sein, das sich entgegen den zeitbedingten Versuchen der Heutigen als fähig erweist zur Assimilierung der Geistigkeit fremdester Völker, heterogenster Geschichtsepochen und einigermaßen noch des prähistorischen Menschen. — Aus ihm heraus erwächst sofort die weitere Frage nach der inneren Zusammengehörigkeit der Eigenschaften und dem Grade ihrer Verwandtschaft. Es gibt Züge, die sich immer oder häufig und solche, die sich selten oder gar nicht verbunden finden, und es kann für beides eine innere Notwendigkeit bestehen. In einigen Fällen liegt das auf der Hand, wie wenn wir z. B. eine nähere Beziehung zwischen sanguinischem Temperament und Euphorie als der gegenteiligen Gemütslage bemerken. Dagegen begreifen wir nicht ohne weiteres die kaum zu bezweifelnde Merkwürdigkeit der Dissonanz von psychologischer und mathematischer Begabung. Der Weg zum Verständnis solcher Tatsachen aber führt uns tiefer, als es einer nur deskriptiven Psychologie entspräche, in die Struktur des Unbewußten. Zum vollendet gedachten Bauwerk einer psychischen Morphologie das Fundament gäbe erst die Lehre von den treibenden Kräften ab, die als solche nicht zum Bewußtsein kommen und von den geglaubten Motiven unseres Wandels in jedem beliebigen Grade abweichen können.

Was man bisher in dieser Richtung unternommen, scheiterte notwendig an der Unvollkommenheit des Materials, das meist nicht so sehr psychologisches als ein jeweils besonderes Systeminteresse zusammentrug. Wir denken z. B. an den von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Versuch der Rückführung aller seelischen Mannigfaltigkeiten auf den Trieb der Selbsterhaltung, wie er uns zumal bei französischen Moralisten begegnet. Man hat sich gewöhnt, und nicht mit Unrecht, solchen vorwegnehmenden und kombinatorischen Geistern zu mißtrauen, wobei man bedenken mag, daß sie wenigstens zur Prüfung fossil gewordener Vorurteile und dadurch wiederum zu tieferer Selbstbesinnung oft den Anstoß gaben. — Sicherlich aber werden wir

Digitized by Google

nicht völlig die Führung volkstümlicher Wahrsprüche und weiser Dichterworte entraten wollen, wie sehr wir auch keine Sentenz kritiklos hinnehmen dürfen. Was in der Beziehung allein z. B. Goethe an ungehobenen Wissensschätzen birgt, läßt bei weitem hinter sich die Gesamtausbeute eines ganzen Jahrhunderts Wissenschaft.

Wir treten nicht mehr ein in die Erörterung derjenigen Aufgaben, welche jenseits der Lehre von den Charakterformen die „qualitates occultae" des inneren und höchst wahrscheinlich alles Lebens überhaupt betreffen. Nur darauf sei zum Schluß noch hingewiesen, daß die speziell von Nietzsche mit divinatorischem Scharfblick eingeschlagene entwicklungsgeschichtliche Richtung weder die einzig mögliche ist, noch alle geistigen Phänomene jemals zu erklären hinreichen wird. Wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, daß bei gewissen Stufen einer genetischen Reihe neue Kräfte einschießen, für deren Entfaltung die bisherigen Formen noch keine Handhabe boten; und wir dürfen ferner nicht jener petitio principii verfallen, die für alles Menschliche nur eine Notwendigkeit gelten läßt.

Digitized by Google

III. KAPITEL.

Materie, Struktur und Qualität des Charakters.

An der Hand der Methode der Betrachtung der Namen erreichen wir mit dem ersten Schritt in das psychologische Tatsachengebiet sofort einen Punkt, vor dem die künstlichen Schranken des heutigen Forschens schwinden, indes dieses selbst als in einer bloßen Provinz des inneren Atlas sich bewegend erscheint.

Wir greifen aus der Unzahl sprachlich fixierter Eigenschaftskategorien einmal folgende vier heraus:

Gedächtnis	Erwerbssinn
Musikalisches Talent	Pflichtgefühl.

Sie seien so schlecht definierbar als man nur will, so leuchtet doch ein, daß ungeachtet ihrer großen Verschiedenheit eine Beziehung bestehe zwischen denen der linken wie ebenso zwischen denen der rechten Seite: nicht aber zwischen links und rechts. Musikalisches Talent befaßt unter anderem eine besondere Art von Gedächtnis in sich, nämlich für Tonvorstellungen und deren Verbindung, steht also zum Gedächtnis überhaupt im Verhältnis des engeren zum weiteren Begriff; Erwerbssinn wiederum wird leicht zu Handlungen führen, die mit den Forderungen des Pflichtgefühls kollidieren, hat folglich zu ihm etwas Gegensätzliches. Die Frage jedoch, ob er mit musikalischem Talent gut oder schlecht harmoniere, ob er ein großes Gedächtnis verlange oder es ausschließe, läßt sich nicht mehr entscheiden durch Analysen der Wortbedeutung, sondern allenfalls schätzungsweise auf Grund einer Sammlung entsprechender Einzelfälle. Die Begriffe der linken Seite sind inkommensurabel mit denen der rechten.

Dem liegt nun aber ein allgemeines Prinzip zugrunde, das, wenn nicht alle, so doch eine sehr große Anzahl der Namen in zwei

Digitized by Google

genau analoge Gruppen zu sondern gestattet. Die der ersten sagen etwas aus von einer ganz anderen Region des Innenlebens als die der zweiten, oder es werden mit jener kategorisch andere Leistungen des Bewußtseins beschrieben als mit dieser, wie wir das vorgreifend schon berührten bei Gegenüberstellung des „Charakters" im engeren Sinne zu derjenigen Seite der Persönlichkeit, die man ohne nähere Determination das „Talent" genannt. In der Tat betreffen nicht nur die beiden oben links herangezogenen, sondern alle artverwandten Begriffe irgend welche „Talente", „Begabungen", allgemeiner gesprochen Fähigkeiten, die rechtsseitigen dagegen ausnahmslos Strebungen. Die Fähigkeiten bilden in ihrer Gesamtheit den Stoff der Persönlichkeit, in den Strebungen realisieren sich die Anlagen zur Verwertung dieses Stoffes. Wir nennen die psychische Grundlage ersterer die Materie, letzterer aber die Qualität des Charakters und rechtfertigen unsere Namengebung zunächst abermals durch Hinweise auf den Sprachgebrauch.

Wörter wie Gedächtnis, musikalische Begabung, Willensstärke usw. charakterisieren unfraglich das Können des Menschen. Sie nehmen auf gewisse Anlagen Bezug, denen zufolge einer in ausgezeichnetem Maße zu behalten, Tonvorstellungen zu verarbeiten, ein kräftiges und nachhaltiges Wollen zu bekunden vermag, aber sie lassen es völlig dahingestellt, ob er sich seiner Anlagen auch bediene. Man kann Gedächtnis, musikalische Begabung, Willensstärke üben oder vernachlässigen; man ist umgekehrt bei noch so viel „gutem Willen" nicht in der Lage, sie zu erzeugen, richtiger sie über eine persönlich feststehende Grenze hinaus zu steigern: ganz so, wie man in der äußeren Welt die naturgegebenen Eigenschaften eines Stoffes, z. B. sein Gewicht, wohl zu bestimmten Zwecken benutzen, nicht aber in diejenigen eines anderen umwandeln kann. Die Redensart von den „guten Leuten" und „schlechten Musikanten" betrifft das Dasein des zielgemäßen Strebens bei ungenügendem Material, wie andrerseits die, es fehle trotz hervorragender Gaben am „rechten Antrieb" den Nichtgebrauch des Materials aus Mangel an Interesse schildert. Noch deutlicher läßt die Wendung, daß einer es „verzettele", sein Talent im Lichte eines natürlichen Kapitals erscheinen, das erst durch eine adäquate Triebrichtung zu realisieren sei[1]).

[1]) Wenn wir hier und in der Folge das Material des Charakters durch die sog. Begabungen illustrieren, so soll damit nicht eine Psychologie der Begabung geboten sein. Was man damit zumal im Sinne der schlechtweg künstlerischen, literarischen, technischen usw. Begabung meint, sind nicht mehr Eigenschaften, sondern Eigenschaftskomplexe, von

Digitized by Google

Gleich jedem Stoff hat auch der des Innenlebens seine nur quantitative und seine spezifische Seite. Wenn man jene etwa die individuelle Kraftgröße nennt, so muß man sich hüten, zugleich bestimmte Formen ihrer Aktualisierung mitzumeinen. Einmal nämlich tritt die potentielle Energie des Charakters bald mehr in Einzelakten, bald mehr in der Dauer gewisser Zustände zutage. Es kann sich ein ungewöhnliches Maß von psychischer Kraft verraten in der Intensitätshöhe einer, wenn auch schnell verfließenden, Gemütsbewegung, aber auch in der Zähigkeit des Beharrens bei einem Entschluß sowie in der unbeeinflußbaren Nachhaltigkeit einer Stimmung [1]). Ferner hat man kein Recht, wie es heute durchweg geschieht, den Namen der Energie zu beschränken auf die disziplinierte des Denkens und Wollens, wovon dann die Verwechslung der impulsiven Weisen ihrer Entladung mit Haltlosigkeit und Schwäche die üblichste Folge ist [2]).

Praktisch ungleich wichtiger ist die Kenntnis der spezifischen Züge des Persönlichkeitsstoffes, deren vorerst allgemeine Betrachtung uns das Wesen der Sache verdeutliche. Man halte nur einige recht verschiedene Fähigkeiten nebeneinander, wie etwa Gedächtnis, Urteils-

---

denen nur eine Hälfte in Vorstellungs- und Auffassungsanlagen zu bestehen pflegt, die andere aber in solchen zu spezifischen Objektivationen des Innenlebens. Zum Plastiker z. B. gehört nicht nur ein mehr als gewöhnliches Maß der (selbst schon wieder zusammengesetzten) Fähigkeit zur Auffassung räumlicher Formen, sondern zudem die Gabe, Momente des Innenlebens vorzüglich in Raumformen auszudrücken. Diese Seite der Sache bleibt hier völlig außer Betrachtung.

Im übrigen sei noch kurz der immerhin denkbare Einwand gestreift, daß alle Leistungsunterschiede auf Übung zurückgingen oder mindestens darauf zurückgehen könnten, daher man aus ihrer Vergleichung keine Anhaltspunkte für die Größe der Anlagen gewänne. Sicherlich leistet der Geübte mehr als der völlig Ungeübte. Allein der eine kommt auf Grund seiner adäquaten Begabung mit sehr viel weniger Übung aus als der andere, oder beide leisten bei gleicher Übung äußerst Verschiedenes. Man kann also sehr wohl Anlagen fixieren und zwar entweder durch Vergleichung der Leistungsunterschiede bei gleichen Übungsprämissen oder der Unterschiede der Übungsdauer, welche für dieselbe Leistung erforderlich sind. Außerdem gibt es seiner Begabung gemäß für jeden ein spezifisches Leistungsmaximum.

[1]) Vgl. unsere Abhandlung über „Bahnsens Charakterologie". Graph. Monatshefte, 1899, S. 159.

[2]) Die Vielartigkeit der Darstellungsformen macht die Schwierigkeit einer auch nur abschätzenden Vergleichung individueller Kraftquanten und insbesondere die Fixierung physiognomischer Indizien vorläufig unüberwindlich. Wir stellen z. B. aus der Handschrift unschwer fest, ob einer vorzugsweise affektive Energie besitzt oder Willensstärke, ob letztere zumal als Widerstandsvermögen oder als Tatkraft wirkt, nicht dagegen die Größe der ihm verfügbaren Kraft und, sofern ihrer ein größeres Maß darin mitgedacht wird, auch nicht den Grad seiner Leidenschaftlichkeit.

Digitized by Google

vermögen, Auffassungsgabe, Kritik, Geschmack, um sogleich zu bemerken, daß sie sämtlich den Intellekt betreffen. Dessen Tätigkeit beruht letzten Endes auf dem Dasein von Vorstellungsinhalten und seine individuelle Beschaffenheit auf der Differenzierung der Anlagen zu ihrer Verarbeitung. Inhalte sind, um mit Kant zu reden, „empirisch", d. h. etwas schlechthin Vorfindbares und nicht zu Erzeugendes. Genau so aber bieten als ein festes Material unserem Streben sich dar die besonderen Bestimmungen, nach denen der Inhalt in uns sein Gepräge empfängt.

Wir sehen nun bestimmter, wohin die bisherige Forschung zielte. Als eine psychologisch pointierte Abart der Erkenntnistheorie prüfte sie fast ausschließlich Voraussetzung und Gehalt der Erfahrungserzeugung und zwar in erster Linie nach ihrer generellen, nicht nach ihrer persönlichen Seite. Sie beschrieb und fixierte Allgemeinmerkmale des psychischen Materials und übertrug, sofern sie sich weiterwagte, die ihr geläufigen Methoden und Kategorien auch auf das Gefühlsleben, wo sie nicht hingehören. Geführt von der unpsychologischen Frage nach den Gründen und Formen des richtigen Verstandesgebrauchs, verfiel sie der schon gerügten moralisch klassifizierenden Betrachtung seiner Sonderarten und behandelte auch die Triebe und Willensrichtungen völlig nach Analogie von Talenten. Das trat in naiver Weise hervor in der alten Vermögenslehre, wo etwa — man denke an Gall — der „Diebessinn" als gleichwertige Einheit ganz harmlos neben der Begabung für Mathematik figuriert. Aber auch von jenen neueren Psychologen, welche mit Heftigkeit den Begriff des Vermögens verwerfen und dabei am liebsten gleich jeder „Anlage" und „Disposition" entrieten, sind wohl die wenigsten sich bewußt, daß nicht das Vermögen an sich zu bestreiten sei, sondern seine prinzipielle Vermengung mit den Bedingungen unseres Strebens, die sie selbst von den psychischen Materien gehörig abzusondern leider unterließen.

Wir erläutern jetzt am Beispiel des Erwerbssinnes den Qualitätsbegriff. Ein aus Erwerbssinn herzuleitendes Streben nach materiellen Gütern setzt nicht nur, wie sich versteht, ein Wissen um deren Bedeutung voraus, sondern auch den Glauben an die Wünschbarkeit des Besitzes als einer wenn nicht lustvollen, so doch zweifellos befriedigenden Sache. Wer unfähig materiellen Genusses oder gleich den Anachoreten um eines andersartigen Glückes willen die ihn gewährenden Güter verschmäht, wird auch niemals nach ihnen streben können. Mit der Empfänglichkeit des Gefühls dafür nimmt zu und

Digitized by Google

ab die Intensität des Wunsches, sei es nach Besitz, sei es nach Ehre, Macht, Vergeltung usw., kurz jeglichen Triebes überhaupt. Wir bezeichnen als „Triebfedern" Einzelzüge der persönlichen Gefühlsbeschaffenheit und nennen ihre Gesamtheit daher füglich die Qualität des Charakters.

Aus der Begriffsidentität von Triebfeder und Gefühlsdisposition erklärt sich sofort das sonst auffällige Schwanken des traditionellen Sprachgebrauchs in der Verwendung der „Eigenschaften" einmal als bloßer Anlagen und dann wieder als tendenziöser Absichtlichkeiten. In dem Maße nämlich, als sie statt des Gefühls das daraus sich entwickelnde Streben betont, steigt die Charakteristik von einfachen Bedingungen des Verhaltens zu „Interessen" und von ihnen weiter auf zu Neigungen, Wünschen, „Bedürfnissen", „Süchten", „Leidenschaften", kurz offenbaren Tendenzen. So geben nur Prämissen des Strebens und noch dazu einschränkende Wörter wie Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Beständigkeit, Genauigkeit usw., dagegen bereits dessen Dispositionen: Rigorosität, Strenge, Intoleranz. So erscheint die Tendenz des Erwerbssinnes noch gesteigert in der „Habsucht", wohingegen der „Eigennutz" vom wesentlich gleichen Triebe jene Mittelform zwischen Gefühlsbedingung und Streben bezeichnet, die man „Interesse" nennt. Der Unterschied wächst durch die mehr aktive Natur einiger Gefühle, die mehr passive anderer. Namen wie „Wohlwollen", „Weichherzigkeit", „Gemüt" betreffen Zustände der Passivität, von denen mindestens einen Zug das „Liebesbedürfnis" nach dem ihm entsprechenden Streben schildert. — Die prinzipielle Einerleiheit der Grundtatsache macht ferner faßlich, warum im „Kampf der Motive" die passivste Gefühlsanlage wie etwa die Gutmütigkeit einen nicht minder wirksamen Faktor bildet als die aggressiven Tendenzen z. B. des Neides, der Rachsucht, der Streitlust usw. Gefühlsgrund und Triebfeder sind tatsächlich so wenig von einander verschieden, wie in der Welt der Körper das „Moment" der Schwere verschieden ist von der daraus realisierbaren „Fallkraft".

Genau erwogen überträgt unsere Scheidung von „Materie" und „Qualität" des Charakters auf die Betrachtung des psychischen Organismus, was man für die psychischen Vorgänge längst als so unwiderleglich wie unvermeidlich anerkannte mit deren Teilung in „Vorstellung" und „Gefühl". Quell unserer Eigenschaften ist ein anderer, je nachdem ob es solche des Stoffes sind, will sagen der Anlagen zur Assimilierung des Inhalts, oder solche der Artung, d. h. der Dispositionen des Gefühls. Und wenn wir uns ausnahmsweise einer

Digitized by Google

Metapher bedienen dürfen, die auch sonst schon sich darbot, so wäre der Stoff zu vergleichen dem musikalischen Instrument, die Qualität den hervorbringenden Kräften der Melodie. Die Resultate auch des ähnlichsten Strebens zweier Menschen weichen auf Grund der Verschiedenheit ihrer Gaben so von einander ab wie infolge der Verschiedenheit der Klangfarben auf zwei Instrumenten die gleichen Melodien. Und wie man umgekehrt auf demselben Instrument die verschiedensten Melodien hervorbringt, so verbürgt auch die größte Verwandtschaft der Fähigkeiten noch nichts für eine Gleichartigkeit des Strebens. Endlich bliebe auch dem Fall des Mißerfolgs aus mangelnder Begabung, des „schlechten Musikanten" bei noch so viel „gutem Willen", das Gleichnis angemessen mit der naheliegenden Analogie des schwach oder ungenügend besaiteten oder sonstwie schadhaften Instruments.

Da ein gutes Gleichnis stets etwas mehr leistet als der Fall erfordert, um deswillen es ersonnen ward, so mag uns auch dieses weiterführen zum Grundbegriff einer dritten Persönlichkeitszone. Auf demselben Instrument dieselbe Melodie verändert sich gleichwohl durch Variation des Tempos. Wir können sie mehr oder weniger schnell, wir können sie schleppend und gezogen oder stakkato und wir können sie mit wechselnden Betonungen spielen. So mag auch der gleiche psychische Vorgang rasch oder langsam verlaufen, fließend oder mit Intermittenzen, und der Höhepunkt seiner Kurve mag bald mehr am Anfang, bald in der Mitte, bald gegen Ende liegen. Sofern aber dergleichen regelmäßig, d. h. innerhalb einer individuell charakteristischen Schwankungsbreite in unterschiedlich bezeichnender Weise geschieht, müssen wir als die Ursache davon — und hier verläßt uns das Gleichnis — ebenfalls gewisse Anlagen denken und zwar weder des Vorstellungsinhalts noch des Gefühls, sondern des psychischen Mediums, in welchem sich beide bewegen: Anlagen, wie wir sie nennen, des inneren „Aggregatzustandes", der spezifischen „Dichte", des „Gefüges" oder der seelischen Struktur.

Von ihnen die seit frühester Zeit am meisten diskutierte ist das „Temperament", dem wir eine eigene Erörterung widmen. Hier mag es vorerst nur als Beispiel dienen zur Verdeutlichung des Strukturbegriffs auch ohne Gleichnis. Wen wir „temperamentvoll" nennen, dem messen wir damit weder ein Talent noch eine besondere Richtung der Interessen bei. Ob begabt oder unbegabt, ob von eigennütziger Engherzigkeit oder ausgesprochen „selbstlos": er könnte in jedem Fall „Temperament" besitzen, wie umgekehrt dessen Abwesenheit für seine

Digitized by Google

Strebungen und Potenzen keine Determinante wäre. Mit dem Gegensatz von „temperamentvoll“ und „temperamentlos“ drängt sich vielmehr sofort ins Bewußtsein der Gedanke an heftige und weniger heftige Innenvorgänge und ganz besonders an den Unterschied von Schnelle und Langsamkeit der Willensfunktionen. Nicht vom Kräftekapital der psychischen Prozesse ist die Rede und nicht von den Richtlinien ihrer Entfaltung, sondern von Eigenschaften ihrer Ablaufsweise. Auch deren Bedingung muß, wenn man will, ein Merkmal des psychischen Stoffes sein; aber ein solches, das im Gegensatz zu den oben skizzierten, metaphorisch gesprochen, seiner Physik angehört. — Die besondere Leistungsfähigkeit des Strukturbegriffs wird sich zeigen bei Klärung der Temperamentenfrage und ihrer Nachbarprobleme.

Wir rekapitulieren. Der Charakter umfaßt drei Zonen oder Bezirke, die ungeachtet ihrer möglichen Zusammenhänge zunächst aufs schärfste zu sondern sind als die Wirkungskomplexe dreier von Grund aus verschiedenen Gesetzlichkeiten. Die Totalität seiner Erscheinungsformen hängt einmal ab vom Material des Unbewußten oder der individuell eigentümlichen Gesamtheit von Anlagen zu selektiver Aufnahme und Bewahrung und zur geistigen Assimilierung der Inhalte. Sie wird zweitens bestimmt durch dessen Struktur oder jenen Teil seiner Eigenschaften, demzufolge auch ähnlichste Innenvorgänge in zwei Individuen konstante Unterschiede ihrer Verlaufsform zeigen. Und sie geht drittens hervor aus seiner Qualität oder dem Konglomerat spezifischer Triebfedern (wofür auch zu sagen: Gefühlsanlagen), das den jeweils besonderen Kanon für die Rangordnung der Motive abgibt und damit für die persönliche Richtung des Strebens und Handelns.

Digitized by Google

IV. KAPITEL.

Vorstellungskapazitäten und Auffassungsdispositionen.

Wir werfen zunächst einen Blick auf die Materie, sodann auf die Struktur und endlich auf die Qualität des Charakters. Für diese werden wir in den Schlußkapiteln ein allgemeines Prinzip aufstellen, das sämtliche sowohl sprachlich fixierten als überhaupt nur möglichen Triebfedern in zwei große Klassen gliedert und damit aller künftigen Forschung die vorerst notwendige Richtung weist. Die beiden anderen Zonen hingegen lassen der Natur der Sache nach keine ähnlich umfassende Behandlung zu, daher wir aus ihnen nur herausgreifen, was hinreicht, um unsere Forschungsmethode daran als wirksamer zu bewähren wie die heute üblichen der generellen Psychologie.

Wenn die Elemente des psychischen Materials Vorstellungsinhalte sind, so müssen seine individuellen Differenzen in erster Linie aus Verschiedenheiten der Aufnahmefähigkeit für solche Inhalte stammen oder, wie wir es kurz nennen wollen, der Vorstellungskapazität. Auch hier fassen wir füglich zuerst ins Auge die abgesehen von aller spezifischen „Begabung“ und den Resultaten einseitiger Übung zweifellos vorhandenen Quantitätsunterschiede der Aufnahmefähigkeit überhaupt. Daß große Dichter zehntausend verschiedene Wörter und mehr gebrauchen, während die Umgangssprache mittelmäßiger Intelligenzen mit deren zwei- bis fünfhundert bestritten wird, setzt zwar gewiß eine besondere Beziehung des Poeten zum Wort, außerdem aber ebenso fraglos eine größere Kapazität für Vorstellungsinhalte schlechthin voraus. Ehe wir nach den dadurch bewirkten „Eigenschaften“ suchen, soll uns eine allgemeinere Erwägung erkennen lassen, wie die Gegensätze des extrem großen und extrem kleinen Fassungsvermögens in jedem Akt des zugehörigen Bewußtseins zutage treten.

Sofern die Grundbestandteile jedes Vorstellungsinhalts notwendig

Digitized by Google

Inhalte früherer Wahrnehmungen sind, heißt ihr Eintritt ins Bewußtsein folgerichtig Wiederentstehung oder Reproduktion. Nur weil, was wir wahrnehmen, einen mehr oder minder nachhaltigen „Eindruck" zurückläßt, sind wir imstande vorzustellen. Man hat die Materie des Unbewußten, aus dem uns die Inhalte kommen, ganz zutreffend verglichen einem „Gewebe" von Erinnerungsspuren, und es leuchtet ein, daß wir den einzelnen Faden niemals völlig für sich, sondern als Teil des Ganzen zurückerhalten, in das er verwoben ward. Nicht allein durch den meist betonten Mangel an „sinnlicher Frische" unterscheidet sich darnach vom ursprünglichen Wahrnehmungsinhalt das Erinnerungsbild, sondern nicht weniger durch sein Behaftetsein mit dem „Timbre" des Unbewußten, aus dem er herauftaucht. Wie es aus ihm geboren wird, so hat es von seiner Tiefe, Umfänglichkeit und besonderen Artung eine niemals ganz zu verwischende Eigenfarbe, die unmittelbar von den Eigenschaften der psychischen Materie zeugt. Und da endlich das individuelle Vorstellungsleben den unablösbaren Hintergrund gibt auch für jeden Wahrnehmungsakt, so wird sogar er schon durch Auswahl und Betonung die persönliche Eigenart des psychischen Stoffes zeigen.

Halten wir einmal, worauf die neuere Psychologie ein übergebührlich großes Gewicht gelegt, ein Vorwalten der Empfänglichkeit für Gesichtseindrücke oder den sog. „visuellen" Typus neben dasjenige für Gehörseindrücke, den „auditiven" Typus, dann wird uns sofort gewissermaßen handgreiflich die große Verschiedenheit des Erinnerungsschatzes von Personen der ersten gegenüber jenen der zweiten Gattung und wir malen uns unschwer die Verschiedenheit ihrer Einzelvorstellungen aus. Für den „visuellen" Geist, vorausgesetzt daß es deren gibt, repräsentiert den Begriff des Waldes die Vorstellung einer grünen Masse auf blauem Hintergrunde, für den „auditiven" dagegen die z. B. des Sausens und Brausens der Äste und mannigfach anderer Stimmen und Geräusche. Ähnlich diesem etwas gröblichen Gegensatz erscheint jeder andere in gegensätzlichen Merkmalen des einzelnen Vorstellungsinhalts, an dem wir ihn darum unmittelbar und gleichsam synthetisch verdeutlichen können. Versuchen wir solches für die Quantitätsunterschiede der Vorstellungskapazität, so ist zu erwägen, daß bei großem Fassungsvermögen der neue Inhalt von einem reichen und dichten, bei geringem dagegen von einem dürftigen Gewebe ein Teil wird, wovon ihm dort das Timbre der Fülle und Schwere, hier aber der Magerkeit und der Armut anklebt. In der Tat gehört es zur eigentümlichen Atmosphäre

Digitized by Google

mancher Menschen, daß sie mit jedem Wort, von ihnen gesprochen, ja schon mit ihrer stummen Gegenwart aus der Fülle schöpfen, während andere, auch wo sie zu breiter Darlegung ausholen, nur einen kümmerlichen Hausrat mühsam ins Licht zu rücken scheinen. Davon die wichtigste Teilursache liegt unfraglich in jenem Unterschiede des psychischen Materials, dessen extremste Prägung wir den Gegensatz des Vollen und Leeren heißen. (Vgl. Tabelle I.)

Als auf die Erheblichkeit des Vorstellungsquantums wenigstens mitbegründet sind von relativ einfachen „Eigenschaften" vor allem zu nennen: Gedächtnisstärke, Kombinationsgabe, Phantasie — von äußerst komplexen und vorerst nur praktisch definierbaren: z. B. Bildungshöhe und „Kultur", wie umgekehrt schwaches Gedächtnis, geringe Kombinationsgabe und Phantasiearmut u. a. auch eine geringe oder herabgesetzte Vorstellungskapazität bekunden. Daß ein großes Gedächtnis von der Dichte des Erinnerungsgewebes, bzw. von der Kapazität des Unbewußten für Vorstellungsspuren abhänge, versteht sich ohne weiteres von selbst; aber auch die reiche Phantasie ist darauf angewiesen, nur daß sie mit den aufgespeicherten Schätzen nach einem anderen Gesetz verfährt. Nach einem wiederum anderen verarbeitet solche die ausgezeichnete Kombinationsgabe, die, wenn auch vorwaltend ein Zug des Verstandes, doch als ganz unerläßlich einen zuströmenden Reichtum von Vorstellungselementen voraussetzt.

Gewiß nicht weniger wichtig für die stoffliche Seite des persönlichen Innenlebens als der Vorstellungsreichtum ist der relative Deutlichkeitsgrad, den die einzelne Vorstellung auch abgesehen von der Begabung für bestimmte Inhaltsgattungen aufweist. Neben den Geistern, denen jede Erinnerung in beinahe sinnlicher Frische auftaucht, stehen andere, die für keine mehr als ein blasses Schattenbild und selbst kaum dieses aufbringen. Die Atrophie des sinnlichen Deutlichkeitsgrades ist dabei durchaus verträglich mit größtem Vorstellungsreichtum und wird in den meisten Fällen nicht als ein bloßer Mangel, sondern als Einbuße für einen Zuwachs an abstraktem Denken erscheinen. Wir haben deshalb eine besondere Eigenschaft der Materie des Unbewußten anzusetzen zur Erklärung ihres Fassungsvermögens für den Bildcharakter der Inhalte, welcher kurz das persönliche Anschauungsvermögen heißen dürfte, wenn dabei in erster Linie nicht mitgedacht würde der Grundakt der apperzeptiven Assimilierung. Die Extreme der Kapazität für sinnliche Deutlichkeit begründen den Unterschied des sensuellen und des spirituellen Kopfes, gehen häufig Hand in Hand mit dem hernach noch zu berührenden des vorwaltend abstrakten und des vorwaltend

Digitized by Google

konkreten Denkens und bilden eine Teilunterlage des psychischen Gegensatzes von Jugend und Alter. Wir erinnern zum Beweis dafür nur an das Übergewicht jener farbigen Vorstellungsfülle, auf der die Phantasie beruht, in der Jugend und an die unendlich größere Lebhaftigkeit und Pracht ihrer Träume. Vergegenwärtigen wir uns die satte Bildhaftigkeit des wahrgenommenen oder lebhaft geträumten Inhalts neben der Schattenhaftigkeit des nur gedachten, so wirkt jene auf unser Gefühl vergleichsweise erwärmend, diese erkältend. Über das Gesamtbewußtsein der solcherart sinnlichen Naturen ist demgemäß die Stimmung des Warmen ausgebreitet, der unsinnlichen dagegen des Kalten[1]) und wir veranschlagen auf Grund der eigentümlichen Atmosphäre von Kälte oder Wärme eines Menschen sofort ganz unmittelbar den Grad seines Fassungsvermögens für sinnliche Deutlichkeit.

Von weiteren Formunterschieden des Vorstellungsstoffes sei noch vor allem genannt der Grad seiner Mobilität. Auch ohne Hinweis auf den schon mehr pathologischen Gegensatz von „Ideenflucht" und Verbohrtheit wird uns die Annahme individueller Verschiedenheiten in der Ablaufsgeschwindigkeit der Vorstellungsinhalte notwendig erscheinen. Während in manchen Köpfen jede Vorstellung sofort einer neuen weicht und erst Willensanspannung das Verweilen ermöglicht, bedarf es in anderen umgekehrt des Entschlusses dazu, um von der jeweils herrschenden loszukommen. Der Unterschied des ausgesprochen strömenden oder schweifenden und des verharrenden oder haftenden Geistes begründet u. a. den besonders auffälligen zweier Phantasiearten, nämlich der brütenden und der „fliegenden", die von bekannten Poeten bzw. etwa Flaubert und Hölderlin, im Großen aber auch z. B. die Orientalen und Abendländer, unter diesen zumal die Nordwesteuropäer, repräsentieren. Der allgemeine Beweglichkeitsgrad des psychischen Stoffes haftet aber jedem einzelnen Inhalt an als dessen spezifische Schwere oder Leichtigkeit.

Wenden wir uns jetzt zu Qualitätseigenschaften des Unbewußten, so hält uns die heutige Sinnespsychologie ihren Fund eines „visuellen", „auditiven" und „motorischen" Typus entgegen. Allein ganz davon abgesehen, daß der visuelle Charakter die Ausnahme, der auditiv-motorische die Regel bildet, so ist es methodisch unzulässig, ein noch unbekanntes Gebiet mittels seiner peripherstenTatsachen gliedern zu wollen. Man fühlt sich einigermaßen an den antiken Versuch einer

[1]) Selbstverständlich nicht zu verwechseln mit Kälte oder Wärme des Gemüts!

Digitized by Google

Distinktion der physischen Materien nach Maßgabe ihrer Aggregatzustände oder mehr noch an die berühmte Botanik Linnés erinnert, die ohne Kenntnis ihrer Biologie die Pflanzen in Gruppen aufteilt nach Merkmalen des Augenfälligsten, das sie uns bieten, nämlich der Blüte. Das entschiedenste Vorwalten der Farbenvorstellung braucht für die Verwandtschaft zweier psychischen Materien nicht mehr zu bedeuten, als es für diejenige zweier Pflanzen eine Gleichheit etwa ihrer Blütenfarbe tut. Die Verwendung solcher Merkmale zu Einteilungszwecken ist so lange abzulehnen, bis sie für tiefere Qualitäten Symptome geworden.

Wir erleichtern uns die Darlegung des einzigen vorerst mit Sicherheit erweislichen Gegensatzes durch den Hinweis auf ihm entsprechende Erlebnisunterschiede eines jeden. Man erinnere sich, daß die Wahrnehmung einer Gegend, eines Menschen, eines Buches usw. bisweilen nur als sei es tätiger, sei es leidender „Akt", dann wieder als Erlebnis erscheint von beliebig großem und selbst rätselhaftem Beziehungsreichtum. Davon die nächste Ursache liegt unter allen Umständen im unterschiedlichen Grade der Mitbeteiligung des Unbewußten an dem betreffenden Vorgang und der wechselnden Stärke des Mitschwingens von Erinnerungssaiten oder in der jeweiligen Resonanzfähigkeit des Bewußtseinshintergrundes. Die wieder hängt teils allerdings von Augenblicksdispositionen der Gemütsverfassung und ganz besonders vom Grade des Interesses für den neuen Inhalt ab, teils aber von bleibenden Eigenschaften des psychischen Stoffes. Es gibt unstreitig Charaktere von habituell großer und solche von habituell geringer Resonanzfähigkeit des Unbewußten, was in keiner Weise zusammenhängt mit den Größenunterschieden des psychischen Kapitals. Man verfüge z. B. als ein großer Gelehrter über den reichsten Vorstellungsschatz und kann doch zugleich beanlagt sein, den neuen Inhalt mit jener nackten Bestimmtheit und schleierlosen Deutlichkeit ins Bewußtsein aufzunehmen, die in der Nähe eines webenden und quellenden Unbewußtseins nicht existenzfähig wäre. — Ein Gleichnis wird die Sache noch deutlicher machen.

Das Bewußtsein hat bildlich gesprochen zwei Fronten, eine innere gegen das Unbewußte und eine äußere gegen die peripheren Organe, die Zuleiter neuer Sinneseindrücke, und es kann individuell der einen oder anderen Front vorzugsweise zugewandt erscheinen. In der Tat spricht man von einem „nach innen gekehrten" Geiste, wo das kontemplative Erleben betont werden soll, wohingegen das Vorwalten z. B. der Wahrnehmungstätigkeit den „nach außen gekehrten" Geist

Digitized by Google

verriete. — Noch lehrreicher ist ein anderes Bild. Wir fanden Größenunterschiede der Aufnahmefähigkeit für Vorstellungsinhalte und können uns den in Rede stehenden Qualitätsgegensatz (allerdings nur metaphorisch) beruhend denken in einer Verschiedenheit der Verteilung der verfügbaren Quanten. Lassen wir es einmal lediglich ausgebreitet, das andere Mal vorzüglich in der Richtung der Tiefe gelagert sein, so durchmißt die aufsteigende Vorstellung dort eine schmale, hier eine breite Schicht, wovon sie die Farbe einerseits der Tiefe, andrerseits der Flachheit bekommt, dieses Wort ohne den tadelnden Nebensinn eines oberflächlichen Denkens verstanden. Das Übergewicht der Tiefendimension des Unbewußten erklärt den introspektiven und meditierenden, sowie den „sinnigen" und nachdenklichen, vorwaltende Extensität den gelehrten sowie praktisch anstelligen und „frischen" Kopf[1]).

Wie die Flachheit des Unbewußten zur Kurzatmigkeit des Geistes entarten kann, so seine Tiefe zur Anpassungsunfähigkeit an die Außenwelt und schließlich zum Verlust des Orientierungsvermögens. Die äußerste Vertiefung und „Einkehr" ist unter sonst gleichen Umständen weit mehr als ihr Gegenteil der Gefahr des Irrewerdens ausgesetzt, was der wenigstens in Norddeutschland sehr populäre Doppelsinn des Wortes „tiefsinnig" bekräftigt, das bald die vom Innenleben gespeiste Gedankentiefe, bald die geistige Umnachtung bedeutet. So heißt es zumal auf dem Lande vom geistig Erkrankten, er sei „tiefsinnig" geworden. — Damit mag es von den Vorstellungskapazitäten genug sein.

Außer ihnen gehören zum Material des Charakters sämtliche Anlagen zur apperzeptiven Verarbeitung der Vorstellungsinhalte: die

---

[1]) Da die neuere Zeit im Vergleich mit früheren einer zunehmenden Verflachung des Unbewußten anheimfällt, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Produkte wissenschaftlicher und künstlerischer Tätigkeit bei nahezu völliger Einbuße der Qualität der Tiefe die höchste Ausbildung aller Merkmale einer Erfahrungsbereitschaft zeigen, die ledig des Gewichtes ererbter Erinnerungen und sozusagen horizontlos geworden der anarchischen Vielzahl immer wechselnder Eindrücke bedarf: wofür man naturgemäß dann auch einen Namen gefunden, nämlich den des „Impressionismus". Der impressionistischen Wesensart stände speziell etwa die introspektive entgegen, und beides sind Erscheinungsformen der Gegensätze von Tiefe und Flachheit des Vorstellungsstoffes. Angesichts dessen erhellt sofort die ganze Hinfälligkeit des zumal die Kunsttheorien verwüstenden Streites über Wert oder Unwert des Impressionismus, der in völliger Unkenntnis von dessen psychischer Bedingtheit einen Charaktertypus mit ästhetischen Programmen verwechselt.

Digitized by Google

Tabelle I.

Aus der Materie des Charakters.

I. Vorstellungskapazitäten.

1. Quantitätsunterschiede:
   - A. Vorstellungsreichtum.
     Als Teilbedingung: des Gedächtnisses, der Phantasie, der Kombinationsgabe.
   - B. Vorstellungsarmut.

Voll und leer.

2. Deutlichkeitsunterschiede:
   - A. Sinnliche Deutlichkeit der Vorstellungsinhalte = Sensualität.
   - B. Mangel an sinnlicher Deutlichkeit = Spiritualität.

Warm und kalt.

3. Beweglichkeitsunterschiede:
   - A. Vorwalten des Haftens am Vorstellungsinhalt.
   - B. Vorwalten des Fortganges der Vorstellungen.

Schwer und leicht.

4. Qualitätsunterschiede:
   - A. Vorherrschende Wahrnehmungskapazität.
     Als Teilbedingung: des „nach außen gewendeten" Charakters.
   - B. Vorherrschende Vorstellungskapazität.
     Als Teilbedingung: des „in sich gekehrten" Charakters.

Tief und flach.

II. Auffassungsdispositionen.

1. Grad der apperzeptiven Tätigkeit:
   - A. Vorwalten des assoziativen Geschehens:
     Als Teilbedingung: von Phantasie, Intuität, Erfindungsgabe, Beeinflußbarkeit, Suggestibilität; **Unachtsamkeit, Sorglosigkeit, Unüberlegtheit usw.**
   - B. Vorwalten der apperzeptiven Tätigkeit:
     Als Teilbedingung: von Auffassungsgabe, Dialektik, Kombinationsgabe; Achtsamkeit, Umsicht, Besonnenheit usw.

2. Richtung der apperzeptiven Tätigkeit:
   - A. Vorherrschend subjektive Auffassungsrichtung.
   - B. Vorherrschend objektive Auffassungsrichtung.

3. Formen der apperzeptiven Tätigkeit:
   - A. Vorherrschend konkrete Auffassungsform.
   - B. Vorherrschend abstrakte Auffassungsform.

Digitized by Google

apperzeptionellen oder Auffassungsdispositionen[1]). Auch hierfür kommt zunächst in Betracht, in welchem Maße überhaupt apperzipiert werde. Dem in Bildern lebenden „Naturmenschen" und dem, wenn auch heutzutage seltenen, „Träumer", der im Strome seiner Vorstellungen treibend zum „Aufmerken" sich erst zwingen muß, steht der bei uns gewöhnlichere Typus eines nur noch im körperlichen Schlafe erlöschenden Denkzwanges gegenüber. Den Unterschied beleuchtet wohl am besten der Hinweis auf den ihm korrespondierenden Gegensatz zwischen dem Gefühl der Passivität, das jedes Empfangen und Haben eines Inhalts, und dem der Aktivität, das die Apperzeption des Gegenstandes begleitet. Die geistige Aktivität wird von den uns bekannten Modalitäten der Logik, seine Passivität von den uns so gut wie unbekannten der Assoziation beherrscht, daher jene gesetzmäßig, determiniert und zielbewußt, diese ordnungslos, unberechenbar und überraschend erscheint. Verbindung der beiden Auffassungstypen mit den Quantitätsgegensätzen der Vorstellungskapazität ermöglicht die begriffliche Scheidung der beiderseits auf mehr als gewöhnlichem Vorstellungsschatze beruhenden Anlagen einer reichen Phantasie und einer großen Kombinationsgabe. Diese (wie nicht minder das große Gedächtnis) erfordert zugleich die Aktivität, jene die Passivität des Geistes, die eine Verknüpfung der aufgespeicherten Vorstellungselemente nach ihrer unkontrollierbaren seelischen Wirkungsverwandtschaft gestattet, deren Erzeugnis uns am reinsten begegnet in den desultorischen Bildungen des Traumes.

Hinsichtlich der Qualitätsdifferenzen der Auffassungsdispositionen wird auch die skizzenhafteste Darlegung nicht den fundamentalen Gegensatz von Subjektivität und Objektivität übersehen, der alle Denkantriebe schon des einzelnen in zwei Lager spaltet und vollends zwischen den Persönlichkeiten eine an Parteiung grenzende Verschiedenheit bewirkt. Es sei ausdrücklich betont, was ungeachtet seiner Selbstverständlichkeit leicht verkannt wird, daß nicht von dem gleichnamigen Gegensatze der Interessenrichtung die Rede ist, der

[1]) Wir gebrauchen hier und in der Folge Auffassung stets synonym mit Apperzeption. Der von Lipps in den neueren Auflagen seiner Psychologie stark betonte Unterschied des Aktes der Zuwendung der Aufmerksamkeit, wofür er den Namen Auffassung reserviert, von den heraushebenden, gliedernden, geistig verarbeitenden Funktionen der apperzeptiven Tätigkeit besteht zu Recht, ist für unsere Zwecke aber irrelevant. Der allgemeine Sprachgebrauch nimmt übrigens Auffassung ebenfalls im Sinne von Apperzeption: denn nur sie ist gemeint, wo man spricht z. B. von der guten „Auffassung" jemandes, von seiner „Auffassungsgabe" u. dgl. mehr.

Digitized by Google

für die fraglichen Auffassungstypen eine zwar häufige, aber keineswegs unerläßliche Grundlage bildet. Man kann bei leidenschaftlichem Wahrheitstriebe unsachlich und voreingenommen, mit den besten Gerechtigkeitsabsichten subjektiv und parteiisch und trotz lebhaftem Schönheitsbedürfnis geschmacklos sein. Objektiv ist das Urteil, soweit es im Rahmen der allgemeinverbindlichen Apperzeptionsgesetze den Gegenstand spiegelt, subjektiv, wenn es Merkmale seiner Beschaffenheit herleitet aus der persönlichen und naturgemäß veränderlichen Beziehung des Betrachters zu ihm.

Eine musikalische Leistung, etwa der Vortrag eines Liedes, ist objektiv gut, wenn in bezug auf Reinheit, Tonstärke, Tempo usw. dem Geiste der Komposition entsprechend. Nehmen wir nun den Kenner, der einen unstreitig mangelhaften Vortrag zu billigen sich innerlich genötigt fühlt, weil er z. B. in die singende Persönlichkeit verliebt ist, so haben wir einen Fall für das zugleich unsachliche und subjektive Urteil und zwar speziell aus Subjektivität des Interesses. Zu einer ursächlich anderen Gattung von fehlgreifender Subjektivität gehört die Herabminderung dieser oder jeder sonstigen Leistung auf Grund eines herrschenden Depressionszustandes oder ihre Überschätzung aus allgemeiner Euphorie; einer wieder anderen die Subjektivität aus Mangel an Kritik gegen ein herrschendes Vorurteil, wie z. B. der noch ziemlich verbreitete Glaube an die „Falschheit" der Katze. Mit Tatsachen durchaus nicht belegbar bildet er vielmehr ein Erbe frühchristlicher Jahrhunderte, welche die heidnischen Idole und unter ihnen das heilige Isistier für Hervorbringungen des Teufels hielten. Je nachdem nun, ob ganz allgemein die Neigung besteht zur Apperzeption des Gegenstandes ohne Nebenbezüge oder nur durch das Medium des eigenen Verhältnisses zu ihm, haben wir den objektiven oder subjektiven Typus.

Als dritter Gegensatz der Auffassungsrichtung sei schließlich noch erwähnt der von vorwaltend abstraktem und vorwaltend konkretem Denken, der oft, wenn schon nicht immer, Hand in Hand geht mit dem Unterschiede der Vorstellungskapazitäten für sinnliche Deutlichkeit. Mehr konkret ist ein Denken, das vorzüglich der Vergegenwärtigung illustrierender Einzelfälle bedarf, mehr abstrakt ein wesentlich ohne solche Hilfsmittel am Leitfaden der Begriffssymbole, der Wörter, Linien, Zahlen usw. geschehendes. Jenes neigt naturgemäß zur Verdichtung abstrakter in konkretere, dieses zur Auflösung konkreter in abstrakte Begriffe. Konkrete Köpfe können ein gutes Gedächtnis für Namen, Zahlen, Örter, Anekdoten, Rätsel usw. haben und

Digitized by Google

erweisen sich oft als ebenso geschickt in der Beurteilung des einzelnen Falles wie unfähig zur Formulierung der sie leitenden Prinzipien, wohingegen ausgesprochen abstrakte bei großem Reichtum an Allgemeingedanken nicht selten versagen sowohl im Behalten von „Tatsachen" als auch in der Anwendung eines Grundsatzes auf den einzelnen Fall. Ein gewisses Maß von Konkretheit des Denkens ist unter den Voraussetzungen für bildende Kunst, für Geschichte und Altertumskunde; Abstraktionsvermögen andrerseits gehört zu den unentbehrlichen Vorbedingungen für Mathematik, Philosophie und dozierende Tätigkeit. Nicht so sehr konkrete Anschauungskraft als einen Mangel an Abstraktionsvermögen zeigen Sammlernaturen und alle sonst noch am einzelnen festhangenden Köpfe. Eine Sonderart des Sammlertriebes ist der Geiz, unter dessen intellektuellen Begleitanlagen der Mangel an Abstraktionsfähigkeit oft genug auffällt. Im praktischen Leben ist das Anschauungsvermögen zwar meist positiv wichtiger, einige Abstraktionsgewandtheit aber unentbehrlicher, daher wenigstens die abstraktionsunfähigen Köpfe als die zugleich minder beweglichen durchweg im Nachteil sind.

Digitized by Google

V. KAPITEL.

Temperament, Affektivität und Wille.

Keine Untersuchung von psychischen Struktureigenschaften wird vorbeigehen dürfen an denjenigen Verlaufsmerkmalen der Innenvorgänge, die man seit dem Altertum schildern und erklären wollte mit der Lehre von den Temperamentsunterschieden, deren Sinn im Laufe der Zeit allerdings erhebliche Wandlungen erfuhr. Der ursprüngliche Versuch des Aristoteles lief mit seiner Fixierung eines cholerischen und melancholischen Typus im Grunde hinaus auf die Psychologie der heute sog. Genialität und hat uns nichts als die beiden Namen hinterlassen, die jetzt aber anders verstanden werden und schwer zu definieren sind. Daß man später zu ihnen zwei weitere Temperamente hinzuerfand, geschah nachweislich der pythagoräischen Vierzahl zuliebe und um eine psychische Analogie zu haben zur symbolisch gefaßten Doppelantithese des Heißen und Kalten, und des Flüssigen und Festen. Angesichts solcher Herkunft des Temperamentekleeblatts gibt das Festhalten selbst gelehrter Forscher an der Vierteilung der Gattungen einen merkwürdigen Beleg für die Abhängigkeit unserer Verstandesbemühungen von einmal geprägten Formen des Denkens, insonderheit von der Herrschaft der Zahl, und wir begreifen die Fruchtlosigkeit des Beginnens, das die Temperamente wie eine bedeutungsbestimmte Geheimschrift betrachtet, zu der es den verloren gegangenen Schlüssel wiederaufzufinden gelte. Unähnlich den wachstumsfähigen Prägungen des Sprachgeistes altern von den Niederschlägen des Denkens sogar adäquate Begriffe und verblassen vollends mit der Zeit zu beliebig deutbaren Schemen dermaßen spielerische, wie es die antiken Temperamente sind. Nicht einmal die Zugehörigkeit des Temperaments zu den Struktureigenschaften stände erweisbar fest, wenn es dafür nicht noch andere Indizien gäbe.

Digitized by Google

Nun pflegen wir aber ganz abgesehen von jenen vier Typen jemandem bald mehr, bald weniger „Temperament" beizulegen oder auch schlechtweg solches ihm abzusprechen. Wendungen wie, einer habe „Temperament", habe wenig, kein oder viel „Temperament", sei ohne „Temperament" usw. nennen nicht irgendwelche Gattungen, sondern offenbar Grade der nämlichen Eigenschaft, bei der wir sogleich an Unterschiede etwa der psychischen Frische denken, der Eile, der Heftigkeit, gewiß aber nicht der Interessen oder Begabungen. Dem Motiv der Graduierung aus einem Grundbegriff werden von den vier Typen noch am ehesten gerecht die des Sanguinikers und Phlegmatikers, deren jener das obere oder positive, dieser das negative oder untere Ende der Reihe bezeichnen könnte.

Bei der näheren Bestimmung dieses Grundbegriffs läßt uns die Notwendigkeit, ihn rein strukturell zu fassen, von vornherein gewisse Irrtümer vermeiden, denen die meisten der bisherigen Versuche erlagen. Er darf darnach nämlich nicht betreffen das persönliche Maximum der Erlebnisintensität, das vom verfügbaren inneren Kräftefond oder einer Seite des inneren Materials abhängt. Eine Sonderform des intensiven ist (mit einem qualitativen Exponenten, der uns erst später beschäftigt) das leidenschaftliche Erleben, das für das Interesse am Gegenstande dessen „Tiefe" bedeutet. Leidenschaftlichkeit besteht in übernormaler Tiefe der Anteilnahme, die zwar keineswegs immer zum handelnden Eintreten für das Objekt der Wahl, kürzer gesagt, zur Tat befähigt, ganz gewiß aber zum inneren Festhalten daran auch unter erschwerenden Umständen. Die noch heute übliche Verwechslung von Temperament und Passioniertheit ist völlig irreführend. Temperamentvolle Heftigkeit zeugt, wie jedermann weiß, nicht notwendig von innerer Stärke, und dem Eifer des Sanguinikers fehlt sogar sprichwörtlich die Nachhaltigkeit, wogegen der Leidenschaft oft ein solches Maß von Selbstbeherrschung zur Seite steht, daß ihr Träger „gemessen" und wohl gar „kalt" erscheint.

Noch weniger wird uns der gröbere Fehlgriff begegnen, Temperamentsunterschiede zusammenzuwerfen mit dem qualitativen Gegensatz einer spezifischen Empfänglichkeit für einerseits vorwaltend heitere, andrerseits mehr trübe Gefühlszustände. Weil von den beiden zumindest die letztgenannte nach heutigem Wortgebrauch mitgedacht wird im Begriff der Melancholie, hat man das Nebenmotiv der Stimmungsscheidung bisweilen der ganzen Gliederung untergeschoben, wonach denn z. B. der Sanguiniker zusammenflösse mit dem populären Typus des stets vergnügten „Augenblicksmenschen". Die Erfahrung

Digitized by Google

zeigt uns jedoch die Möglichkeit des Verbundenseins von freudloser Unrast mit temperamentvoller Strebsamkeit wie umgekehrt von phlegmatischer Indolenz mit ruhigem Frohsinn[1]). Nur darin freilich behalten auch solche Auslegungen recht, daß sie das Temperament in Merkmalen nicht etwa des Intellekts, sondern des Strebens oder der inneren Tätigkeit suchen.

Nach Platon ist der ἔρως aus πόρος und πενία, unmythologisch gesprochen, das liebende Verlangen aus Fülle und Mangel, Haben und Nichthaben gemischt: ein Gedanke, der verallgemeinert die Theorie des „Bedürfens" oder Strebens überhaupt enthält. Die neuere Psychologie und in ihr zumal Lipps[2]) sieht im Gefühl des Strebens mit Fug und Recht das Bewußtseinssymptom einer Ablaufshemmung oder psychischen „Stauung". Wer nach Verwirklichung z. B. des Wunsches nach Reichtum strebt, muß außer der Vorstellung des Ziels, hier also seines Begütertseins, zugleich das Bewußtsein relativer Armut haben. Würde er unter Vorwegnahme des Zieles glauben, er besäße, wonach er strebt, die Güter schon, so erlösche als befriedigt oder unterbliebe als gar nicht erforderlich das Streben darnach. Entstehung des strebenden „Reagierens" (R) beruht auf der Stauung der Kraft der Zielvorstellung, die wir die Triebkraft nennen (T), an dem die Hemmvorstellung tragenden Widerstande (W), daher es aufhört oder gar nicht zustande kommt, wenn im Verhältnis zur Triebkraft der Widerstand entweder übermächtig wird (∞) oder aussetzt (o).

$$\frac{T}{W} = R$$

$$\frac{T}{\infty} = o$$

$$\frac{T}{o} = \infty$$

---

[1]) Gegen die Vermengung der Temperamente mit den psychischen Intensitätsgraden einerseits und mit den Stimmungsanlagen andrerseits, dem damals sog. posodynischen Gegensatze, hat bereits Bahnsen in seinen 1867 erschienenen „Beiträgen zur Charakterologie" polemisiert (S. 18—50), ohne allerdings mit seinen eigenen Vorschlägen ein haltbar Neues zu bieten und zum Teil vielleicht deshalb so völlig ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Gestaltung der Temperamentstheorie, deren Behandlung heute, im Zeitalter der Psychologie, entschieden zurückzustehen pflegt gegen diejenige vor einem halben Jahrhundert. Man vgl. auch unsere Abhandlung über „Bahnsens Charakterologie" in den graph. Monatsh. 1899, S. 115—122 und S. 157—167.

[2]) Leitfaden der Psychologie. 3. Aufl. S. 258—313.

Digitized by Google

Der Reagibilitätsgrad ist nun aber zugleich ein persönlicher Tatbestand. Jedermann kennt den Pläneschmied, den Unternehmungslustigen, den „Luftschlösser bauenden" Illusionisten und rechnet bei ihm im praktischen Leben mit Ablenkbarkeit und fehlender Ausdauer. Und den gleichen Mangel an psychischem Widerstande bietet für die mehr triebartigen Reaktionen dar der leicht Erregbare, Voreilige, Impulsive. Zu diesen und anderen Spielarten des Leichtreagibeln aber bildet mit übernormaler Betonung des Widerstandes den vollkommenen Gegensatz der Schwerreagible, der sich als ruhig und zurückhaltend zeigt, nur zögernd Entschlüsse faßt und dessen Muster das historisch überlieferte Bild des Fabius Kunktator ist. Eben dieses nun bringt in voller Allgemeinheit zum Ausdruck die Antithese temperamentvoll und temperamentlos, die in der Hauptsache wiederkehrt im Sanguiniker und im Phlegmatiker. Beide bezeichnen darnach die hypothetischen Enden einer Skala von Reagibilitätsunterschieden, und zwar jener als der hervorragend Leichtreagible das positive, dieser als der Schwerreagible das negative Ende.

Der steigerungsfähige strukturelle Grundbegriff der Temperamentsunterscheidung wäre somit die persönliche Reagibilität, die auf dem individuell konstanten Verhältnis von Größe der Triebkraft zur Größe des Widerstandes, nicht aber auf der Größe selbst beider Faktoren beruht: woraus sich zunächst erklärt seine Unabhängigkeit vom Quantum der psychischen Kraft und von dessen Symptom, der persönlichen Maximalintensität des Erlebens. Wir sehen zugleich, unter welchen Bedingungen dem Sanguiniker die Nachhaltigkeit fehle und unter welchen nicht. Setzen wir für R einen Normalwert fest, so werden von ihm aus gerechnet unter sonst gleichen Umständen die Reagibilitäten wachsen entweder durch Zunahmen von T oder durch Abnahme von W. Wir erhalten so zwei divergierende Reihen übernormaler Reaktionsleichtigkeit, derer aus Stärke der verfügbaren Triebkraft (A-Reihe) und derer aus Schwäche des Widerstandes

$$\frac{T}{W} = R = 1$$

A-Reihe.	B-Reihe.
α) $\frac{2T}{W} = R' = 2$	α) $\frac{T}{\frac{1}{2}W} = R' = 2$
β) $\frac{T}{2W} = R'' = \frac{1}{2}$	β) $\frac{\frac{1}{2}T}{W} = R'' = \frac{1}{2}$

(B-Reihe). Umgekehrt dasselbe folgt für die Schwerreagibilität, da sie groß sein kann aus Stärke des Widerstandes (A-Reihe) oder aber aus Schwäche der Triebkraft (B-Reihe).

Digitized by Google

Dementsprechend gibt es erfahrungsgemäß Sanguiniker von unermüdlicher Rastlosigkeit und kräftigstem Zielbewußtsein, daneben andere, die launisch, wetterwendisch und verführbar sind; ferner Phlegmatiker von wirklicher Trägheit, Interesselosigkeit und Apathie und wiederum solche, die zwar schwer reagieren, aber mit unaufhaltsamer Wucht, sofern sie erst einmal Feuer fingen. Als ihrem gewöhnlichen Verhalten scheinbar entgegen hat gerade dieser Fall sich der Beobachtung aufgedrängt, weshalb das volkstümliche Urteil im rechten Phlegmatiker gern einen heimlichen Vulkan vermutet, der nur auf den Zeitpunkt warte, um auszubrechen[1]).

---

[1]) Hier werde im Vorbeigehen des immerhin möglichen Einwandes gedacht, daß das fragliche Kräfteäquivalent auch in der gleichen Person von Fall zu Fall veränderlich sei. Die Triebkraft wird mit der Größe des Interesses wachsen, wie denn jedermann zweifellos um so lebhafter reagiert, als ihm das Ziel verlockend oder wichtig erscheint. Die beiden von uns wie feste Größen behandelten Faktoren T und W wären darnach etwas Abgeleitetes, nämlich bloße Funktionen der Triebe und Gegentriebe, und in ihrem jeweiligen Verhältnis käme stets nur die augenblickliche Konstellation miteinander streitender Motive zum Ausdruck.

Darauf ist zunächst zu erwidern, daß psychische Dispositionen niemals der bestimmten Zahl entsprechen, sondern in einer charakteristischen Schwankungsbreite und in einem ebenfalls charakteristischen Mittel bestehen, das vom Durchschnitt übrigens beliebig abweicht. Zum Beweise dafür sei an die unmittelbaren Objektivationen des Charakters in den Ausdruckstatsachen erinnert und an ihre dauernden Spuren in der Handschrift. Niemand schreibt immer gleich groß, weit, schräg usw., aber jeder wird eine bestimmte Größe, Weite, Schrägheit nie überschreiten, hinter einer anderen niemals zurückbleiben und für gewöhnlich mit diesen wie allen sonstigen Faktoren seiner Handschrift um einen wiederum ihm eigentümlichen Normalwert schwanken. — Und genau so wird jedermann bald leichter, bald schwerer reagieren, ein charakteristisches Maximum und Minimum aber niemals überschreiten und für gewöhnlich einem Normalwert nahe stehen, den wir ohne Gefahr durch eine Zahl abschätzen. Dies und nichts anderes meint die zweifellos in den Tatsachen begründete Unterscheidung mehr oder minder temperamentvoller Charaktere.

Da nun aber, wie wir nachgewiesen, der Reagibilitätsgrad vom Verhältnis der Faktoren T und W abhängt, so dürfen wir auch diese wie vergleichsweise feste Größen behandeln und brauchen uns nicht durch die Erwägung stören zu lassen, daß sie möglicherweise gar keine Einheiten, sondern von ganz andersartigen Komponenten die Resultanten seien. Man hat, wenn ein Gleichnis aus der Physik erlaubt ist, die Unterschiede der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in verschiedenen Medien erfolgreich in eine Formel gefaßt durch die Annahme einer mit den Körpern wechselnden Dichtigkeit des Äthers, was im mindesten nicht ausschließt, daß diese selbst wieder durch die Totalität der jeweiligen physikalischen und chemischen Eigenschaften der Körper bedingt werde. Ganz ähnlich erklären wir die individuelle Reaktionsleichtigkeit aus einer spezifischen psychischen Dichte und sehen in deren

Digitized by Google

Ferner verstehen wir so die Zusammengehörigkeit beider Gradgegensätze mit je einer ganzen Reihe oft damit verbundener Nebenzüge, deren fast jeden man schon einmal für die Hauptsache hielt. Von der leichten Entstehung des Strebens gar nicht zu trennen ist die relative Hemmungslosigkeit seines Ablaufs und umgekehrt. Den Sanguiniker kennzeichnet daher die Eile der inneren Tätigkeit, den Phlegmatiker deren Langsamkeit, Nun haben auch die verschiedenen Affekte ihr charakteristisches Eigentempo: Freude und Zorn z. B. ein eiliges, Kummer und Wehmut ein langsames. Es stimmen sonach im Tempo überein mit der Leichtreagibilität die expansiven, mit der Schwerreagibilität die depressiven Gemütszustände. Daraus erklärt sich die meist über Gebühr hervorgehobene Euphorie vieler Sanguiniker, eine gewisse Mürrischkeit nicht weniger Phlegmatiker; aber auch das gerade entgegengesetzte Vorkommnis. Unter den „tätigen" Stimmungen finden wir z. B. auch die Unzufriedenheit, die reizbare Ungeduld, die Unstetheit, von denen nicht eine „lustbetont", unter den relativ „untätigen" die stille Heiterkeit, die ruhige Befriedigung, das selbstgenügsame Glück, deren wieder keine die Qualität der „Unlust" zeigt. — Wir haben zudem kein Recht, die Tektonik des Charakters nach Maßgabe logischer Einstimmigkeit zu denken, da denn vielmehr „Harmonie" als ein seltenes Geschenk zu erachten und der Mangel daran die Regel ist. Die Empfänglichkeit für trübe Stimmungen z. B. mit dem leicht reagierenden Streben verschwistert, ergibt den schon

---

möglicher Abhängigkeit von Qualitätseigenschaften des Charakters ein neues, vom Tatbestande selbst wohl zu unterscheidendes Problem.

Im Anschluß an obigen Einwand könnte man ferner auf die Schwierigkeiten hinweisen, die sich der auch nur relativen Ermittlung von Reagibilitätsgraden in den Weg stellen. Wir müßten nämlich zu dem Zweck das Verhalten zweier Personen in Fällen einer ungefähr gleich starken Inanspruchnahme ihres Interesses vergleichen können, was gewiß nicht leicht fiele. Ein Phlegmatiker von zugleich affektiver Reizbarkeit schiene uns leicht zu reagieren in einem Falle, wo er sich gekränkt glaubt, ein Sanguiniker von harmonischer Gemütsverfassung und etwa noch großer Sachlichkeit im nämlichen Falle schwer. — Indessen ist diese Schwierigkeit zu umgehen, wenn wir uns bei den Willensreaktionen ausschließlich an solche halten, die wir im Verhältnis zu den im engeren Sinne „interessierten" neutrale nennen möchten. Dahin gehören Dutzende täglich halb mechanisch von uns vollzogener Akte wie das Grüßen, das Darreichen einer Speise bei der Tafel, das Vorangehen oder Nachfolgen beim Eintritt ins Zimmer, schließlich überhaupt sämtliche Handlungen, mit denen wir eine an uns ergangene Aufforderung beantworten, an deren Inhalt wir weder ein positives noch ein negatives Interesse haben. Stets wird in diesen Fällen der Sanguiniker rasch und oft zu rasch reagieren, der Phlegmatiker dagegen langsam.

Digitized by Google

kurz erwähnten Komplex des melancholischen Sanguinikers, der zwar äußerst lebhaft sein kann, wenn dem Zuströmen motivierender Reize ausgesetzt, will sagen unter Menschen, dagegen in Schwermut verfällt mit sich allein, wo es an kräftig auslösenden Reizen mangelt.

Aus dem Vorherrschen der Zielvorstellung im Leichtreagibeln folgt für seine Willensbeschaffenheit ferner, daß er gern die Initiative ergreift, überhaupt aktiv vorgeht und Hindernisse durch Elastizität entkräftet, aus der Macht der Hemmvorstellung im Schwerreagibeln umgekehrt „Beschaulichkeit" und Passivität und im Falle des Handelns unter ungünstigen Bedingungen die Brechung der Widerstände durch Hartnäckigkeit und Ausdauer. Da weiterhin erhöhter Fähigkeit zum Reagieren durchweg zur Seite steht ein entsprechendes Verlangen darnach, so tritt im Triebleben des Sanguinikers häufig Abwechslungsbedürfnis und Veränderlichkeit hervor, woran es dem Phlegmatiker gebricht. Von selbst leuchtet ein die engere Beziehung von Sorglosigkeit, Vergeßlichkeit, Mangel an Vorsicht zum sanguinischen, von Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zum phlegmatischen Temperament. Finden sich alle hier angeführten Begleiteigenschaften mit der jeweils adäquaten Temperamentsform zusammen, so resultiert auf der einen Seite die Komplexion des „Leichtsinns" (das Wort in mehr harmloser Bedeutung genommen), auf der anderen der „Schwerblütigkeit". — Von intellektuellen Qualitäten sind der sanguinischen Beweglichkeit verwandter Abstraktionsvermögen und spekulative Begabung, dem phlegmatischen Beweglichkeitsmangel Tatsachensinn und konkretes Denken. Von den geistigen „Untugenden" des Leichtreagibeln nennen wir Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, von denen des Schwerreagibeln Kurzsichtigkeit, Verbohrtheit und „fixe Idee".

Krankhaft gesteigert und zwar durch abnorme Verringerung einerseits des Widerstandes, andrerseits der Triebkraft tritt der Gegensatz der Reaktionsformen auf im manisch-depressiven Irresein. Wie jede Psychose bietet auch diese die Hypertrophie an sich normaler Dispositionen und damit eine willkommene Verschärfung ihrer Konturen. — Da die Komplementärzustände der Manie und der Depression hinsichtlich ihrer Reagibilitätsgrade beiderseits ohne Zweifel der B-Reihe angehören (jene zum Typus B α, diese B β), so haften ihnen von intellektuellen Nebeneigenschaften nur die „Schwächen" an: ungenaue Auffassung, Ablenkbarkeit und „ideenflüchtige" Vorstellungsverbindung dem manischen, Vorstellungsarmut, Unbesinnlichkeit und allgemeine „Denkhemmung" dem depressiven Zustande. Mit Recht

Digitized by Google

betont Kraepelin[1]), daß die sog. Ideenflucht nicht etwa zeuge von Beschleunigung des Vorstellungsablaufs, der vielmehr nachweislich verlangsamt sei, sondern vom Unvermögen, bei dem jeweils auftauchenden Inhalt zu verharren: offenbar eine Folge der Schwächung des psychischen Widerstandes. Für die relative Selbständigkeit der Stimmungsanomalien sprechen vor allem die sog. Mischzustände, welche außer den üblichen Kombinationen auch diejenige von Euphorie mit erschwertem Reaktionsvermögen, von melancholischer Verstimmung mit erleichtertem aufweisen. Endlich erbringt auch die normale Manie mit der oft zu beobachtenden Reversion ihrer freudigen Erregung in Zorn und Wut den Beweis für die verhältnismäßige Unwichtigkeit des Lust- oder Unlustcharakters und für die vermittelnde Kraft des psychischen Tempos.

Die Untersuchung dieses Irreseins erschlösse uns aber noch eine andere Struktureigenschaft, falls sie uns übrigens etwa entgangen wäre. Das Bild so der Manie als der Depression bliebe lückenhaft ohne Erwähnung des nicht zu ermüdenden Beschäftigungsdranges auf der einen, der „psychomotorischen Hemmung" auf der anderen Seite. Das keinen Stillstand duldende Handeln des Manischen setzt außer der ihm eigenen Erregbarkeit überdies noch voraus ein Bedürfnis nach körperlicher Betätigung wie umgekehrt die Entschlußunfähigkeit oder völlige Apathie des Stupurösen neben der gegensätzlichen Reaktionsform auch noch das Widerstreben gegen Betätigung. Und auch diese Züge erweisen sich als vertauschbar in den Mischzuständen, daher sie von den Reaktionsformen wohl zu unterscheiden sind.

Von bewegungsphysiognomischen Prämissen ausgehend haben wir diese zweite Struktureigenschaft an anderer Stelle so ausführlich erörtert, daß wir uns hier mit einer Skizzierung des Grundgedankens begnügen[2]). In jeweils charakteristischen Funktionen körperlicher Organe endend zeigt jede Tätigkeit eine sie spezifisch kennzeichnende Tendenz nach Äußerung, deren Grad innerhalb der stets vorauszusetzenden Schwankungsbreite variiert mit der Persönlichkeit. Wie beispielsweise der Affekt des Zornes zu noch weit unruhigeren und kräftigeren Bewegungen neigt als etwa der des Staunens, so hat

[1]) Psychiatrie, 7. Aufl., II. Bd., S. 504.

[2]) Die Probleme der Graphologie, S. 50—68. — Dort wird zugleich der Reagibilitätsgrad hergeleitet aus einer persönlichen „Motivschwelle", der Äußerungsdrang aus einer persönlichen „Ausdrucksschwelle", eine zumal für die Diagnostik wichtige Fassung des Sachverhalts, worauf hier nur eben verwiesen sei.

Digitized by Google

der eine Mensch einen durchweg stärkeren Äußerungsdrang als der andere oder jeder ein gerade ihm eigentümliches Maß davon. Zahlreiche Wörter des allgemeinen Sprachgebrauchs geben sowohl den Tatbestand selbst als auch manche seiner möglichen Sonderformen: wir nennen den Munteren, Ausgelassenen, Übersprudelnden einerseits, den Gemessenen, Behäbigen und Bedächtigen andrerseits, und wir erinnern ferner an den Gegensatz des Gesprächigen, Plauderhaften, Redseligen zum Schweigsamen, Wortkargen, Einsilbigen. Mit den Reagibilitätsunterschieden gehen diejenigen des Äußerungsdranges zwar häufig parallel, bleiben aber auch hinter ihhen zurück oder überflügeln sie noch. Wie den Reagibilitätsgrad im Temperament, so hat man deshalb den Äußerungsdrang zu fixieren gesucht im Begriff des Naturells, worüber an oben erwähnter Stelle Genaueres nachzulesen[1]).

Die Lehre vom Temperament bezieht sich auf den Ablaufsmodus der inneren, die vom Naturell der äußeren Tätigkeit, beide aber auf den Vorgang des Strebens. Der nun bildet eine Seite des Gefühls, das unter alsbald zu erläuternden Bedingungen die Form des „Affekts" und die der „Stimmung" annimmt. Die gelehrten Streitigkeiten der hier versagenden Schulpsychologie über Wesen und Tatbestand der Gefühle haben künstliche Schwierigkeiten geschaffen, bei denen zu verweilen müßig wäre. Der Unvoreingenommene wird gar nicht in Zweifel kommen über den wirklichen Sachverhalt, von dem einige Grundlinien hier schon gezogen werden zum Behuf der Entwicklung einer dritten Struktureigenschaft.

An jedem Gefühl treten zwei Dimensionen oder Grundeigenschaften hervor: die innere Tätigkeit und die besondere Farbe mit dem einer quantitativen Vergleichung zugänglichen Helligkeitsgrade[2]), will sagen dem herkömmlich überschätzten Lust- und Unlustcharakter. Die zweifellos unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Gefühle beruht daher

[1]) Wohl auseinanderzuhalten sind endlich wieder die strukturelle Eigenschaft des Dranges nach Äußerung und die zum psychischen Stoff gehörige des individuellen Ausdrucksvermögens, dessen unterschiedliche Kombinationen mit jener gewisse sehr merkwürdige Spielarten ergeben. So führt insbesondere ein entweder schwaches oder gehemmtes Ausdruckvermögen zu den bisweilen habituellen Erscheinnngen der Verlegenheit, Schüchternheit, „Linkischkeit", bei ausgesprochen lebhaftem Naturell aber auch zu Überspanntheit und Exaltation. Man vgl. dazu in den „Problemen der Graphologie" das Kapitel über die „typischen Ausdrucksstörungen und den hysterischen Charakter". S. 68—101.

[2]) Dieser Vergleich, der lange Auseinandersetzungen erspart, findet sich wiederholt bei Lipps, u. a. „Leitfaden der Psychologie", 3. Aufl., S. 314.

Digitized by Google

einmal auf dem Reichtum möglicher Unterschiede des Strebens, zum andern auf dem nicht minder großen möglicher Helligkeitsstufen und Farbentöne. Wir haben für unsere Theorie des Temperaments ein Merkmal des Strebens herangezogen, das ausnahmslos allen Gefühlen eigen; es gibt nun ein anderes, das zugleich eine Gruppe umschreibt. Gemäß einer ganz eigentümlichen Formeigenschaft, die allerdings, wie wir später sehen, über sich selbst hinausweist, scheidet sich nämlich von der Tätigkeit schlechthin der Gefühle diejenige des Willensgefühls oder kürzer des Wollens und demgemäß von der vorwaltend affektiven die mehr zum Wollen tendierende Persönlichkeit[1]).

Der etwas genaueren Kennzeichnung der wichtigsten affektiven und Willenstypen schicken wir voraus die Fixierung des die Unterscheidung begründenden Funktionsbegriffs. Wir können das Streben jedes Gefühls ein entweder bejahendes oder verneinendes Wünschen nennen. So liegt im Haß u. a. der negative Wunsch nach Vernichtung, in der Verachtung nach Entwürdigung, im Neid nach Minderung fremden Lebensgefühles, in der Liebe der positive Wunsch z. B. nach Opferung, in der Bewunderung nach Ehrung, im Staunen nach Orientierung usw. Indem Gefühle zu ausschlaggebenden Motiven unseres Handelns werden, verwandelt sich ihr besonderes Wünschen in ein dem Ziel nach vollkommen gleichartiges Wollen, das sich von jenem also nicht durch den Gehalt unterscheidet. Der Wunsch zielt ab darauf, der Wille bezweckt es.

Trotz ihrer Inhaltsgleichheit tritt die Verschiedenheit beider schon bei der Erwägung hervor, daß keineswegs jedes Ziel auch bezweckbar sei. Man hofft wohl auf gutes Wetter für morgen, nicht aber plant man oder beabsichtigt solches. Der leidenschaftlichste Wunsch,

---

[1]) Angesichts der heute üblichen Verwechslung von Affizierbarkeit und Temperament sei ihre Verschiedenheit an einem konkreten Beispiel erläutert. Ein leichtreagibler und zugleich leichtaffizierbarer Charakter wird entweder zum bloßen Wünschen und Planen oder aber zu „stürmischen", triebartigen, „unüberlegten" Handlungen neigen, wogegen der leichtreagible Willensmensch vor allem das Merkmal schneller Entschlossenheit aufweist. — Für beide Kombinationen gibt es z. B. in der Handschrift genau entsprechende Ausdruckskomplexe. Die Leichtreagibilität zeigt sich in relativer Abwesenheit graphischer Hemmungssymptome wie des Winkels, der Enge, zentripetaler Züge usw., die Affizierbarkeit in allgemeiner Ungleichmäßigkeit, das Vorherrschen des Willens in allgemeiner Regelmäßigkeit der Schrift. Nun gibt es wirklich u. a. kurvenreich-zentrifugale Schriften, die zugleich ungleichmäßig, und andere, die zugleich regelmäßig sind: jenen entspricht der leichtaffizierbare Sanguiniker, diesen der sanguinische Willensmensch.

Digitized by Google

Geschehenes ungeschehen zu machen, wird niemals Willenszweck[1]). Mögliches Wunschziel ist alles Vorstellbare, während nur das davon zum Ziel des Wollens wird, was man zugleich für realisierbar hält. Zum Realisieren, d. h. zum Bewirken, gehört nun aber das Innehaben der Ursachen oder Bedingungen, daher das wollende Streben außer dem Ziel und gemeinsam mit ihm auch diese will. Es sucht das Ziel auf dem Umweg über die Mittel zu seiner Verwirklichung, und darin besteht es. Und da ferner die Bedingungen für das Insdaseintreten einer Tatsache etwas ein für allemal erfahrungsgemäß Feststehendes sind, so erscheint das wollende Streben zum Unterschiede vom nur wünschenden gebunden an den außerpersönlichen Zusammenhang der Erfahrungswelt. Der Wunsch wird zum Wollen vermöge des Eintritts des ihn tragenden Seelenvorganges in das unflüssige Medium der Erfahrungsniederschläge, um die das Gefühl ganz unbekümmert blieb. Dort war er autonom und gelöst, hier wird er gebunden oder fixiert. Als eigene Disposition gedacht wäre der Wille die universelle Hemmtriebfeder.

Für das Sichbemühen und den bindenden Charakter des Wollens im Gegensatz zum lösenden des Gefühls gibt die Sprache mittelbare und unmittelbare Belege. So ist etwa vom Überschwang des Gefühls, dagegen von Anspannung oder Anstrengung des Willens die Rede. Wer ohne Einhalt seinen Gefühlen folgt, von dem heißt es, daß er sich „gehen lasse", wogegen dem habituell „festen Willen" unablösbar innewohnt das Moment der „Mäßigung" oder Beherrschung. Niemals sind wir willenloser als im Schlafe, von dem die bekannte homerische Wendung lautet: daß er die „Glieder löse".

Das Wesen jener Hemmung tritt uns näher aus Anlaß der Frage, wie die „Erfahrung" zustande komme, an die uns das Wollen bindet. Nach populärem Vorurteil sind wir passiv dabei, in Wirklichkeit liegt ihr zugrunde der geistige Akt der Auffassung oder Apperzeption, will sagen der Fähigkeit des Fixierens. Mit dem an sich schon wechselhaften Bilde einer Landschaft etwa fallen im unaufhaltsam fließenden Inhalt unseres Bewußtseins zusammen Gehörseindrücke, Gerüche, Temperaturempfindungen und die abermals immer sich wandelnde eigene Stimmung. Das augenblickliche Bild von ihr ist mit jedem früheren oder späteren so wenig identisch wie der halbe mit dem vollen Mond oder wie mit der untergehenden die Mittagssonne.

[1]) Dieser Wunsch, wie wohl kaum gesagt zu werden braucht, kennzeichnet die Tätigkeitsart des Gefühls der Reue.

Digitized by Google

Nur Inhalte erlebend würden wir durch immer neue Welten wandern, wohl Ähnlichkeiten erinnernd, nicht aber Gleichheiten denkend, gänzlich unbekannt mit dem Glauben an Ursache und Wirkung und folglich erfahrungslos. Nun aber hebt unser Geist schon im Wahrnehmungsakte fixierend aus obigem Bilde heraus z. B. den einzelnen Baum, der ihm solchergestalt gegenübertritt als für immer von ihm gesondert. Und wie jener, so wird dem Bewußtsein durch Apperzeption enthoben jedes andere Teilstück der Landschaft, ja diese selbst und gewinnt so fortan das nur zu begreifende, aber nicht erlebbare Merkmal der „Gegenständlichkeit" oder des „Daseins". „Gegenstände" oder „Objekte", wie das Wort verrät, stehen dem inneren Fluß entgegen gleichwie in ihn geworfene Felsen, absolut fixiert und im Zusammenhange des Denkens immer dieselben. Ihnen erst kommen feste Eigenschaften oder dauernde Dispositionen berechenbarer Wirkungen zu. Die erfahrbare Welt ist die der „Gegenstände" und deren Indizium die Einförmigkeit aus Kausalität, die sich in keiner Weise vergleichen läßt dem niemals Identisches wiederholenden Rhythmus des Bewußtseinslebens[1]).

Daß die einzigartige Regelmäßigkeit des gegenständlichen Naturverlaufs in der Tat ein Produkt der Tätigkeit des Geistes ist, beglaubigt uns wieder die Sprache mit dem so überaus merkwürdigen Worte „Naturgesetz". Gesetze nämlich erfordern einen Gesetzgeber, d. h. eine aktiv tätige und vernünftige Macht, die Maximen aufstellt und deren Befolgung fordert, und es wird denn verzeihlicher, daß man jahrtausendelang so viel Scharfsinn verschwendet hat, sie leibhaft oder persönlich anzutreffen in einer Welt (oder hinter ihr), die wirklich erst durch gesetzgeberische Funktionen zustande kommt, aber freilich in uns!

Der Wille bindet das Streben nicht nur schlechthin, sondern er unterwirft es den Gesetzen der Apperzeption oder den unpersönlichen Ablaufsregeln vergegenständlichter Wirklichkeit. Er reguliert es also, verengt seinen Spielraum, und gibt ihm selber Gesetzlichkeit, nicht ganz unähnlich der Maschine, mittels der die diffuse Energie des Feuers zu meßbarer Arbeitsleistung gezwungen wird. Den tiefen Gegensatz, ja die Inkommensurabilität beider Sphären (und weiter gedacht sogar die Unverbrüchlichkeit des Kausalitätsgesetzes) be-

[1]) Die Psychologie des Gegenstandsbewußtseins hat in ihren Grundzügen ein für allemal festgelegt Lipps, von dem man vor allem vergleiche: „Bewußtsein und Gegenstände", I. Bd., 1. Heft der „Psychologischen Untersuchungen".

Digitized by Google

leuchtet überraschend durch Vergleichung von Willkür und Zufall ein geistvolles Witzwort des Abbé Galiani, welches Weber zitiert in seinem „Demokritos“: „Zu Neapel wettete einst ein Spieler, alle sechs Augen zu werfen, und warf sie. Es ist möglich, sprach ich; — er warf zum zweiten Male alle sechs — es ist möglich, sagte ich wieder; da er aber jedesmal sechs warf, so rief ich: Zum Teufel, die Würfel sind verfälscht! und so war es auch. Wenn ich nun die ewige Ordnung der Natur betrachte, ihre ständigen Gesetze und Veränderungen nach der Regel, so rufe ich: Die Natur ist verfälscht!“

Durch seine Transformation in den Willensakt verliert das Gefühl zugleich an Qualitätsmomenten, die auch seine Tätigkeit mitbetreffen. Im Verhältnis zum Ziel des bloßen Wünschens ist die Zweckvorstellung immer noch eindeutiger und wie alles streng Apperzipierte völlig beraubt der Verschleierungen des Unbewußten und ohne „Distanz“. Gewünschtes befindet sich in zwar unterschiedlicher Geistesferne, Bezwecktes in erreichbar äußerster Geistesnähe, während Vollbrachtes wieder daraus zurückweicht. Man sagt wohl, der Feldherr habe die Absicht, den Feind zu schlagen, was er in Wahrheit ja nur wünscht. Zwecke seines Wollens dagegen werden verwirklicht: durch Befehle an seinen Adjudanten, durch die Weisung zum Streifzug mit der Patrouille an einen Unterführer, durch den Griff zum Fernglas und die Fixierung eines verdächtigen Strauchs in der Landschaft usw.: lauter Ziele, die, verglichen mit dem Wunsch nach Niederlage des Feindes, unermeßlich bestimmter und — näher sind! — Endlich hat das wollende Streben, wenn auch in sich wieder gliederbar nach Aktivität und Passivität, eine (erst später genauer zu würdigende) spezifische Aktivität oder Eigenmächtigkeit, worin sich sein Hervorgehen aus dem Ich bekundet und der gegenüber in ausnahmslos jedem Gefühl der Geist in der Rolle verhältnismäßiger Passivität erscheint. Nur der Wille gibt denn auch das Urbild ab für den zweiten Hauptbegriff aller Naturerklärung, nämlich den der Kraft, deren allein uns erlebbare Grundform eben die — Willenskraft. — Relative Unbestimmtheit, Ferne und Passivität sind aber wesentliche Bestandteile dessen, was die Antike „Pathos“ nannte; Bestimmtheit, Nähe und Aktivität die Elemente der Nüchternheit. Beim Übergange in den Willensakt wird das Streben aus einem mehr oder minder pathosvollen ein absolut nüchternes.

Der im persönlichen Vorwalten einmal des fühlenden und zum anderen des wollenden Strebens begründete Unterschied von Gefühls- und Willensmenschen ist darnach verwandt dem im vorigen Kapitel

Digitized by Google

erläuterten gegensätzlicher Stufen des Apperzeptionsvermögens. So selten auch in einem Charakter zwischen Vernunft und Wille vollkommenes Gleichgewicht, so sehr doch gehören beide demselben Bereiche des Innenlebens, nämlich der Zone des Apperzeptiven an, jene gleichsam als die weibliche, dieser als die männliche Hälfte und ähnlich verbündet oder verzwistet wie die Geschlechter, wogegen in einer anderen Zone komplementär sich zusammenfinden: Gefühl und Traum.

Zu weiterer Orientierung über den affektiven Typus bestimmen wir zunächst, was innerhalb des Gefühls den „Affekt", was andrerseits die „Stimmung" begründe. Das Gefühl überhaupt (einschließlich der Stimmung) wird in dem Maße Affekt, als sein Moment der Tätigkeit vorherrscht. Jedes ausgesprochene Affektgefühl hat im Verhältnis zum minder affektiven stets weniger „Farbe" und mehr „Bewegung": daher man z. B. Sehnsucht, Trauer und Wehmut lieber Gefühle oder auch Stimmungen, dagegen Zorn, Schreck, heftige Freude sicher Affekte nennt[1]). — Stimmungen dagegen sind abgesehen vom Grade ihrer Heftigkeit solche Gefühle, die ihre Ursache haben in einer Konstellationsveränderung des Unbewußten und nicht in der Wirksamkeit äußerer Eindrücke. Vom „nach außen gekehrten" unterschieden wir im vorigen Kapitel den „nach innen gekehrten" Geist, und eben dieser schließt für die Form des Fühlens die Disposition für Stimmungen in sich, die darnach zwar oft, aber keineswegs immer von längerer Dauer sind.

Die Stimmung läßt in funktioneller Beziehung zwei Pole erkennen: den der Expansivität oder Aufgeregtheit mit vom Zentrum weg gerichteter psychischer Tätigkeit und den der Depressivität oder Herabgestimmtheit mit zum Zentrum hin gerichteter psychischer Tätigkeit. Dem charakterologischen Typus vorherrschenden Stimmungswechsels steht innerhalb des Stimmungslebens selbst natürlich gegenüber der davon freie vorherrschenden Gleichmuts. Von den zahlreichen interessanten Komplexionen von spezifischer Stimmungsanlage mit Reagibilitätsgrad und Naturell berühren wir nur die allerwichtigsten. (Vgl. Tabelle II.)

[1]) Von zahlreichen uns selbstverständlich bekannt gewordenen Differentialdefinitionen des Affekts sind die einen schlechtweg falsch, die anderen unzulänglich. — Die Gegenüberstellung von Affekt und Stimmung in Tabelle II geschieht hiernach selbstverständlich nicht im Sinne logischer Gegensätzlichkeit, da auch Stimmungen affektiven Charakters sein können, sondern zwecks praktischer Orientierungserleichterung.

Digitized by Google

Tabelle II.

Aus der Struktur des Charakters.

Affektiver Typus.

Stimmungsherrschaft.

Gleichmut.

Expansiv.

Aufgeregtheit.

a) + Leichtreagibilität . . . . . = Abwechslungsbedürfnis.
+ „ + Äußerungsdrang . . . . . = Geschäftigkeit, Planlust.
+ „ + „ + Mangel an Disziplin . . . . . = Ablenkbarkeit, Planlosigkeit.
+ „ + „ + „ + Mangel an Zielbewußtsein . . = Haltlosigkeit, Zerfahrenheit.

b) + Schwerreagibilität . . . . . = Unstetheit.
+ „ + Äußerungsabneigung . . . . . = Widerspenstigkeit, Unverträglichkeit.

Beschaulichkeit.
(Unbestimmbarkeit).
(Unablenkbarkeit.)
(Entschiedenheit.)

Depressiv.

Herabgestimmtheit.

a) + Leichtreagibilität . . . . . = hypochondrische Unruhe.
+ „ + Äußerungsabneigung . . . . . = zornige Gereiztheit.

b) + Schwerreagibilität . . . . . = Apathie, Indolenz.
+ „ + Äußerungsabneigung . . . . . = Trägheit, Grämlichkeit.
+ „ + „ + Mangel an Disziplin . . . . . = Entschlußunfähigkeit.
+ „ + „ + „ + Mangel an Zielbewußtsein . . = Verbohrtheit, Stumpfsinn.

Affizierbarkeit.

Unaffizierbarkeit.

Aktiv.

Hinreißungsfähigkeit.

+ Mangel an Disziplin . . . . . = Zügellosigkeit, Maßlosigkeit.
+ „ + Mangel an Zielbestimmtheit . . . . . = Unbeständigkeit, Wankelmut, Unzuverlässigkeit.

Hinreißungsunfähigkeit.

Passiv.

Empfänglichkeit (Empfindlichkeit, Sensibilität, Eindrucksfähigkeit, Feinfühligkeit).

+ Mangel an Disziplin . . . . . = Bestimmbarkeit, Ablenkbarkeit.

Unempfänglichkeit.
(Unsensibilität, Eindrucksunfähigkeit.)
„Gelassenheit."

Reaktiv.

Irritabilität (Reizbarkeit).

+ Mangel an Disziplin . . . . . = Launischkeit, Unberechenbarkeit.

Willenstypus.

Willensbetonung.

Willensmangel.

Aktiv.

Tatkraft. Entschlossenheit. „Willenskraft." „Energie." Entschiedenheit.

Willensschwäche.
Energielosigkeit.
„Willenlosigkeit."

Passiv.

Widerstandskraft. Festigkeit. Standhaftigkeit. Unbeugsamkeit. Beharrlichkeit. Zähigkeit. Hartnäckigkeit. Unerschütterlichkeit.

„Schwacher Charakter."

Reaktiv.

Eigensinn. Starrsinn. Halsstarrigkeit.

„Charakterlosigkeit".

Digitized by Google

Der zentrifugalen Stimmung konform ist die Leichtreagibilität, die mit ihr zusammen notwendig u. a. zum Bedürfnis nach Abwechslung führt. Bei Hinzutritt des gleichfalls adäquaten Äußerungsdranges resultiert Geschäftigkeit und bei fehlender Selbstdisziplin Ablenkbarkeit und Planlosigkeit. Nehmen wir dem leichtreagibel-expansiven Charakter die instinktverankerte Zielbestimmtheit, so entsteht eine tätige Art von Labilität: die Zerfahrenheit oder Haltlosigkeit. Kombinieren wir umgekehrt mit der Aufgeregtheit die ihr inkongruente Schwerreagibilität, so wird eine den Umständen nicht entsprechende Unrast die Folge sein und bei überdies hinzukommender Äußerungsabneigung Querköpfigkeit und Unverträglichkeit. — Die Depressivität ergibt in Verbindung mit der ihr konformen Schwerreagibilität Apathie und Indolenz, bei verstärkend hinzutretender Äußerungsabneigung Trägheit und Mürrischkeit, bei gleichzeitig fehlender Disziplin Entschlußunfähigkeit und intellektuelle Bedenklichkeit, und bei überdies noch fehlender Zielsicherheit verbohrten Stumpfsinn. — Ganz anders gestaltet sich das Bild durch Zusammentreffen der zentripetalen Stimmung mit der zu ihr gegensätzlichen Temperamentsform der Leichtreagibilität. Dieser zufolge erlangen Eindrücke überhaupt leicht motivierende Kraft, jener zufolge geschieht das besonders für die von vorwaltend trübem Charakter, daher denn die Neigung entsteht zu Furchtsamkeit, zur „Schwarzseherei", kurz: Hypochondrie. Wird nun die Leichtreagibilität noch verstärkt durch Äußerungsdrang, so ergibt sich der habituelle Konflikt zwischen Naturell und Stimmungsanlage, der nach außen sich Luft macht als zornige Gereiztheit.

In den Affekten ist der Geist, wie erwähnt, zwar immer mehr oder minder passiv, die affektive Tätigkeit selbst aber bald mehr aktiven, bald mehr passiven, bald endlich reaktiven Charakters. Aktivität wohnt z. B. der Tätigkeit der Begierde inne, Passivität derjenigen der Ergriffenheit, Reaktivität der aller sog. Mitgefühle. Wenn auch keine Affektgattung ausschließlich weder aktiv noch passiv noch reaktiv ist, so inkliniert doch die eine mehr als die andere zu einer von diesen Tätigkeitsformen: Haß z. B., Neugierde und Geschlechtstrieb zur Begierde, Bewunderung und Ehrfurcht zur Ergriffenheit, die Bejahungen und Verneinungen des „Gemütes" zur (positiven und negativen) „Anteilnahme", und es pflegt deshalb mit den bezüglichen Anlagen Hand in Hand zu gehen das Vorwalten korrespondierender Triebfedern, die jedoch hier noch außer Betrachtung bleiben. — Die aktionsbereite Affizierbarkeit wird Hinreißungsvermögen zu nennen sein und bei Mangel an Selbstdisziplin Zügel-

Digitized by Google

losigkeit oder Maßlosigkeit, die passive dagegen Empfänglichkeit (mit ihren spezifisch gefärbten Unterformen des Eindrucksvermögens, der Sensibilität, der Empfindlichkeit) und ihre Entartungsweise: Bestimmbarkeit und Ablenkbarkeit. Für die reaktive Affizierbarkeit endlich der ungefähr deckende Name wäre Irritabilität, den das deutsche Wort „Reizbarkeit" nur unvollkommen überträgt. Wir haben dabei nicht etwa nur an die Neigung zum Ärger oder Zorn zu denken, sondern an gemütliche Reizbarkeit überhaupt, d. h. an die Fähigkeit, mit affektiven Reaktionen zu antworten auf Eindrücke von normalerweise affektiver Beschaffenheit[1]). Bei mangelnder Selbstdisziplin tritt sie als launische Unberechenbarkeit in die Erscheinung und prädisponiert wie auch alle übrigen Formen der Affizierbarkeit zu Unbeständigkeit und Wankelmut, wo es an dominierenden Trieben fehlt.

Dem affektiven Typus ganz analog gliedert sich der Willenstypus in den aktiven, passiven und reaktiven. Der aktiv aus sich herausgehende, handelnd von Ziel zu Ziel vorschreitende Wille, die unerläßlichste Komponente der „Tatkraft", pflegt gemeint zu sein, wo schlechthin von „Willenskraft" oder mit noch ungenauerer Bezeichnung von „Energie" die Rede ist, wohingegen die Fähigkeit des wollenden Beharrenkönnens, also die vorwaltend passive Willenskraft, zum Ausdruck kommt in Wörtern wie: Standhaftigkeit, Beharrungsvermögen, Widerstandskraft. Reaktiv endlich, d. h. erst auf fremde Willenskundgebungen hin erfolgend, ist die Willensenergie des Eigensinns.

[1]) Hier einige Beispiele für aktives, passives und reaktives Affiziertwerden! Der Hinreißungsfähige geht z. B. vor einer geliebten Person relativ leicht zu stürmischen Erklärungen über; der Empfängliche wird durch ein eindrucksvolles Buch, Tonstück, Gemälde usw. tiefer ergriffen und möglicherweise nachhaltiger beeinflußt als der Unempfängliche. Er hat in besonders hohem Grade das in der modernen Psychologie sog. Einfühlungsvermögen. Der Irritable braucht keine dieser beiden Affizierbarkeiten in höherem Grade zu besitzen: aber er wird einem Ringkampf nicht zuschauen, ohne Partei zu ergreifen; er fühlt sich persönlich mitinteressiert an einem Rechtsstreit, den er in der Zeitung verfolgt; er wird sich aufregen, wenn ein Pferd durchgeht, wenn es irgendwo brennt, wenn Japan an Rußland den Krieg erklärt usw. Auch er hat selbstverständlich Einfühlungsgabe, aber nicht schlechthin, sondern ganz vorzüglich affektiven Vorgängen gegenüber. Sofern hier Affekte auf Grund anderer Affekte entstehen, nennen wir ihre Tätigkeitsform eine reaktive. Die Steigerung der reaktiven Affektivität (bei gleichzeitiger Einbuße von Empfänglichkeit und Hinreißungsvermögen) ist, beiläufig gesagt, eines der Übel der Zivilisation, von dem sich freizumachen seit je wieder ein Hauptbestreben der philosophischen Gesinnung war. Mangelhafte psychologische Orientierung verwechselte aber diese sehr würdige Aufgabe meist mit derjenigen höchst zweifelhaften Wertes einer Bekämpfung der Affekte überhaupt.

Digitized by Google

VI. KAPITEL.

Zur Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede.

Bei weitem am schlimmsten unter dem moralischen Alpdruck litt bisher die Analyse der Triebfedern. Wie mehrfach angedeutet, steht sie im Banne des Glaubens an jenen unpsychologischen Gegensatz, den mit „gut" und „böse" das Volk wenigstens offenkundig macht, indes ihn die Wissenschaft sogar noch ableugnen möchte, wenn sie mit sittlich scheinbar indifferenten Begriffen wie des „Egoismus" und „Altruismus", des „Sozialen" und des „Unsozialen", des „Zweckmäßigen" und des „Degenerierten" das tatsächlich leitende Werturteil zudeckt. So sehr auch am Ende selbst in ihnen wie schließlich in jeder Bestimmung des Innenlebens psychologische Nebenbezüge enthalten sind, wovon wir unten noch zu sprechen haben, so bliebe der Versuch einer bloßen Korrektur doch Halbheit und Stückwerk, daher wir den Standort bisherigen Philosophierens nunmehr gänzlich verlassen, um recht eigentlich aus der Vogelschau ein Schema der Qualitäten zu entwerfen, das wenigstens in bezug auf die Vergangenheiten der Völkergeschichte für keine ihrer Lebensformen und Denktypen zu eng ist.

Den Begriff der Triebfeder als bekannt unterstellend gelangen wir sofort zur gleichsam höchsten Wasserscheide alles Strebens, wenn wir ausgehen von dem uns geläufigen Gefühlsgegensatze, der die Sonderstellung des Willens begründet. Ungeachtet ihrer noch so großen Mannigfaltigkeit sind alle Gefühle — das Wort im engeren Sinne — unter sich verwandter, als es mit irgend einem das Gefühl des Wollens ist, dem allein als integrierend anhaftet die Beziehung nicht etwa auf einen Inhalt schlechthin, sondern auf den Gegenstand der Erfahrung. Der Gefühlsimpuls wird zu einem solchen des Willens genau in dem Maße, als er aufgehalten und damit geregelt erscheint

Digitized by Google

durch das Bewußtsein der Tatsächlichkeit seines Zieles. Wir nannten den Willen deshalb die „universelle Hemmtriebfeder" und taten bereits einen Schritt zur Ermittlung der Hemmursache.

Da ergab sich nun, daß der Akt der Erfahrung, durch den wir des Gegenstandes inne werden, nicht so sehr ein Empfangen und Erleiden als ein Erzeugen sei und zwar des Identischen im sonst unaufhaltsamen Fluktuieren der Inhalte. Ohne das Apperzeptionsvermögen wäre nicht nur der Mond an jedem Abend ein anderer, sondern gäbe es überhaupt keine Dauer, kein Ding, keine Eigenschaft, keine Beziehung der Dinge, kein Gesetz der Verursachung, kurz statt der Wirklichkeit des Festen, Beharrlichen, Bleibenden allein jene magisch wandelbare, die uns der Traum beschert. Das Wollen ist ein vom Gegenstande limitiertes Streben, dem deshalb z. B. verschlossen bleibt das erfahrungsgemäß Unmögliche. — Indessen noch anderes liegt außerhalb seiner Wirkungszone, wofür wir vorweg ein Beispiel geben.

Wenn schon nicht jeder durch bloßen Entschluß aus festem Schlaf zur bestimmten Stunde erwachen kann, so hat solche Leistung doch tatsächlich gar nichts Verwunderliches. Wachwerden ist Apperzeptionsfähig-werden, „Wollen" unvermeidlich Apperzipierenwollen. Es zielt seiner Natur gemäß das Wollen auf Wachheit, d. h. auf einen Zustand hin, von dem das Erwachen aus dem Schlafe nur einen Sonderfall und in gewisser Weise das Muster bildet. Gerade das Gegenteil des gewünschten Erfolges brächte dagegen die Absicht einzuschlafen, die in Wirklichkeit eines der sichersten Mittel ist, um wachzubleiben[1]). Und was vom Einschlafen, diesem Gesamtvergessen, das gilt genau so von jedem Teilvergessen im Wachzustande. Vorstellungsinhalte werden durch Willensanspannung zwar aufgeweckt, nicht aber durch bloße Bemühung beseitigt; wir können nach Willenswillkür uns besinnen, nicht vergessen!

Das gibt einen neuen Grund für den tiefen Antagonismus von

[1]) Bei der Suggestion bzw. Autosuggestion des Schlafes bildet natürlich nicht dieser das Willensziel des Einschlafenden. — Beiläufig bleibe hier nicht unerwähnt, daß die extremste Willensreligion, das Christentum, das „In-Anfechtung-fallen" von der Lösung der Wachheit abhängig denkt: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet!" — Ganz ebenso wie der Schlaf und das Vergessen werden durch die darauf gerichtete Willensanspannung aufgehoben oder doch in ihrem Ablauf beeinträchtigt unwillkürliche Bewegungen. So unterbleibt z. B. sehr oft das Niesen bei jemandem, der im Augenblick des sich fühlbar machenden Niesreizes niesen will. Bewegungshemmungen dieser Art treten, wie schon erwähnt, hervor im Ausdrucksbilde der Verlegenheit.

Digitized by Google

Willen und Gefühl. In jenem steckt immer Bemühung, Wachheit, Aktivität, von diesem umgekehrt erwies sich als untrennbar ein gewisses Sichvergessen, Sichverlieren, Versinken, kurz eine mehr oder minder fortgeschrittene Passivität. Nach ausnahmslos gültigem Sprachgebrauch haben wir den Willen und werden gehabt vom Gefühl! Niemand wird sagen, daß ihn sein Wille treibe, z. B. die Rose zu brechen, sondern er wolle es, weil sein Verlangen ihn treibe. Die Begierde „zwingt", die Bewunderung „ergreift", die Trauer „erschüttert", der Haß „verblendet", die Wut „packt", kurz der Affekt — ein unbekanntes „Es" und „Außer-mir" — bewegt mich, der ich meinerseits wieder der Beweger meines Willens bin. Er kann dem Gefühl, sei es folgen, sei es widerstreben, nicht aber agierend hervorrufen, was vielmehr unter Verzicht auf Aktivität ein Geschehenlassen und Erleiden wäre.

Wir haben jetzt zwei sich scheinbar widerstreitende Befunde. Vom Gefühlsstreben unterschied den Willen die Inhärenz der das Gegenständliche erzeugenden Hemmkraft, seine „Stimmung" aber ist die der Aktivität und der „Freiheit", die des Gefühls umgekehrt der Abhängigkeit! Den Widerspruch löst der kaum zu verfehlende Bescheid auf die naheliegende Frage: was es denn sei, das im Wollen „tätig" werde? Offenbar das Subjekt, auf das wir jedes Wollen zu beziehen uns genötigt finden: das Ich. „Es" reizt mich, aber „ich" will! Das wollende Erleben hat Aktivität, das fühlende Passivität in bezug auf das Ich, das dort dominiert, hier aber sich preisgibt als überwunden vom „Es". Treten wir auf dessen Seite, d. h. auf die Seite des psychischen Inhalts, so erfahren wir im Wollen sein Gebundenwerden durch das Ich, in welchem daher wir diejenige Potenz zu erblicken hätten, die den „Gegenstand" oder schlechthin das „Dasein" schafft. — Zum gleichen Ergebnis führt uns eine Erwägung anderer Art.

Ungeachtet eines im Ablauf der Zeit sich niemals wiederholenden Innenlebens sahen wir unser Denken bezogen auf mit sich identische Einheiten und fragten deshalb nach der das Fließende fixierenden Kraft. Eine solche zeigt uns die Vorstellung nirgends, doch erleben wir sie in einem einzigen Falle: in der uns unmittelbar gewissen Identität des Ichs. Wir sind heute ein anderer als gestern oder gar vor Jahren, wissen als wandelbar auch den Körper, den Träger des Ichs, und finden gleichwohl urtatsächlich uns eingepflanzt das Bewußtsein der Einerleiheit unseres Daseins das vorstellen zu wollen freilich ebenso müßig wäre als neben dem fallenden Stein die

Digitized by Google

Fallkraft selber oder die chemische Affinität abgesehen von der durch sie bewirkten Vereinigung der Stoffe. Auf Grund des Existenz- oder Ichgefühles und nur mittelst seiner spalten wir in jedem Akt unseres Wachbewußtseins die Welt in Subjekt und Objekt, erleben nicht nur, sondern beziehen das Erlebte auf ein es Erlebendes, das den Inhalt des Erlebens nun notwendig als Schranke, Gesetz, Widerfahrnis, kurz eben als „Gegenstand" oder „Objekt" begreift. Woran wir uns wollend gebunden fühlen, die Welt der „Tatsachen" oder das Gesetz des „Daseins" entsteht aus latenter Wirksamkeit des nämlichen Vermögens, dessen Bewußtseinsform der Wille ist: d. h. des Ichs.

Damit wird für den bisher nur funktionell erläuterten Gegensatz des fühlenden und des wollenden Strebens eine qualitative Bestimmung gewonnen. Wenn der Wille Ich-Tätigkeit, so wissen wir das ihm eigentümliche Ziel, wofern uns das Ziel der Tätigkeit des Ichs bekannt. Da das Ich nun kein anderes Merkmal hat als das des „Daseins", so kann es auch nur ein Streben tragen: nämlich das nach Dasein, bzw. sofern jedes Streben ein Existierendes schon voraussetzt, das nach Perpetuierung des Daseins. Weil ferner nur das Ich Existenz begründet und Daseinstrieb folglich eines ist mit Trieb nach Erhaltung des Ichseins, so faßt den Sinn des Wollens am besten zusammen der viel gebrauchte und selten genügend bedachte Name „Selbsterhaltungstrieb". —

Trotz unseres im wesentlichen lückenlosen Beweises wird man bezweifeln, daß der Wille notwendig aus dem Selbsterhaltungstriebe stamme. Wir selbst, so scheint es, hoben die nur formale Verschiedenheit von „Ziel" und „Zweck" hervor, und jedermann weiß, daß die allerverschiedensten Gefühle, zumal auch solche der Liebe und Teilnahme, zur Willensbetätigung Anlaß geben. Allein jenes stand nicht der Einsicht entgegen, daß vom großen Kreis möglicher Strebungen das Wollen nur einen winzigen Ausschnitt befasse, nämlich den des Realisierbaren, und was die Wirksamkeit „selbstloser" Motive betrifft, so wird sie erklärt durch weiter unten folgende Erwägungen über das Verhältnis des Daseinstriebes zu dem mit ihm keineswegs kongruenten „Egoismus". Vorerst mag zur Behebung des Zweifels schon mitverhelfen die jetzt gleichfalls notwendige Ermittlung der Grundqualität des fühlenden Strebens, die wir an der Hand eines Beispiels geben.

Wir setzen den Fall, es betrachte jemand einen schimmernden Stein — in einer Auslage etwa — und werde von dessen Anblick

Digitized by Google

„gefesselt". Ihm sei zunächst gegenwärtig ein Gefühl seiner selbst und das Bild des Steines. Und nun geschehe, was in voller Stärke nur wenigen zuteil wird, obschon den Ansatz dazu bei Wahl des geeigneten Gegenstandes (etwa des Anblicks der untergehenden Sonne, der Gestalt der Geliebten usw.) schließlich jeder kennt: daß nämlich der Betrachter im Betrachteten „versinkt". Dann ist das Bewußtsein zu einem Spiegel geworden, in welchem allein noch das Funkeln dieses Steines brennt, und es erlischt vor der Allgewalt des Bildes das Ichgefühl. Ein vollkommen „Schauender" weiß von keinem „Dasein" mehr, hat „sich vergessen" und ist dennoch — weit entfernt von Bewußtlosigkeit — in einem Zustande des Erglühens, mit welchem verglichen der erhabenste Denkinhalt verblaßt. Entbunden des Einzelseins wird er der gespiegelte Inhalt und durch ihn, wovon jener „an sich" nicht Teil, sondern Blick und Rune ist: die Welt, die „Unendlichkeit", das „All".

Aus hier nicht näher zu erörternden Gründen hat mit der Wucht des Rausches dergleichen Zustände nur die Antike erlebt. Sie waren ihr wie noch heute bei manchen „Naturvölkern" die gebärerische Zone heiliger Mysterien, die vor dem Blick des Weihelosen ein Dickicht schauervoller Mythen barg. Seit Nietzsche knüpft sich unser Wissen davon zumal an den Namen des thrakisch-griechischen Dionysos, der denn in Wahrheit von jener allverbreiteten Elementargewalt nur eine Erscheinungsform mit gewissen Besonderheiten von teils barbarischer, teils hellenischer Abkunft war. Unserer Auffassung der psychologischen Bedingungen seiner „Epiphanie" darf zur Bestätigung dienen, daß der Myste die vollendende Steigerung nicht etwa als „Erhebung" oder „Verklärung" der Seele, sondern allein als „Ekstase" verstand, buchstäblich zu nehmen als „Außersichsein", und die Vorbereitung dazu in einer tiefen Erregung der Sinne sah, deren tödliches Übermaß nur noch das „Rasen" orgiastischer Tänze mildert. Als außersichseiend aber ist der Entselbstete „enthusiasmos" geworden, d. h. „vom Gott erfüllt" oder „besessen". Er sieht nicht mehr mit ortsgebundenem Tagesblick, sondern als jeglicher Schranke sogar der Zeit enthoben; von ihm gestammelte Worte haben prophetischen Sinn und seine Kraft ist magischer Wirkung in die Ferne fähig. Wenn die Begeisterung das Wissen befruchtet, so entsteht nach dem Glauben aller Zeiten und Völker „Offenbarung", „Erleuchtung", „Eingebung", „Inspiration".

Es liegt im Wesen einer Sprache, die nur Begriffe verlautbart, daß sie nicht einmal den Zustand des Schauens hinreichend vermut-

Digitized by Google

bar macht, dessen Inhalt vollends außer ihrem Vermögen läge; um so bestimmter aber nennt sie unter den Bedingungen seines Hervortretens die Brechung oder Lösung des Ichs und dessen Zurücktauchen ins Unbewußte. So heißt es, man sei in den Anblick z. B. des Meeres „verloren" oder ganz darin „aufgegangen"; in lebhaften Bildern befangen gilt die Seele als „ausschweifend", „schwärmend", „geistesabwesend"; tiefen Eindrücken und zumal der Musik schreibt man die Gabe „schmelzender" Wirkung zu, läßt den stark Affizierten auch heute noch „außer sich sein" und macht einen Nachhall vernehmlich sogar vom „Löser" Dionysos, wenn man im Wein den „Sorgenbrecher" lobt. — Wir nehmen unser Beispiel wieder auf.

Da der ganz im Schauen des Steines Gelöste die Welt in sich selber trägt, so kann er kein Streben und kein Gefühl besitzen. Seinen herrschenden Zustand tiefster Fülle oder höchsten Überschwanges unterscheidet vom noch so intensiven Gefühl die Sattheit des Eines-Seins, die vollzogene Durchdringung mit der bewegten oder der ruhenden Ewigkeit. Er wäre kein Mensch, keine „Person" mehr, sondern, was die Alten einen Dämon nannten, wenn er im Schmelzfluß der Ekstase verbleiben könnte! Das nun, nehmen wir an, sei unmöglich; der eben noch „Entrückte" werde geweckt, z. B. durch einen Stoß, der seinen Körper trifft, müsse „wieder zu sich kommen" und sehe — als selbst gesondert — zum Objekt verengt, worin er zuvor die Welt umfing: dann ist zwischen ihm und dem Gegenstande das Band eines Strebens gewoben, das auf dessen Besitz als die Quelle möglichen Glückes ausgeht. Und solches Begehren schlösse in sich das Komplementgefühl des Widerstrebens gegen jegliches Hindernis seiner Befriedigung!

Man mißverstände das hier entwickelte Schema der Gefühlsentstehung, wenn man etwa annähme, daß darnach etwas so Alltäglichem, wie es die Mannigfaltigkeit der Gefühle und Affekte ist, der höchst seltene Ausnahmezustand der Ekstase zugrunde liege. Wir gaben die Richtung eines Innenvorganges durch Supposition seines möglichen Endes, auf das er auch da abzielt, wo er es wirklich zu erreichen gar nicht die Mittel hat. Wie im wollenden Streben das Ich seine eigene Aktivität erfährt, so erliegt es im fühlenden dem gegen sie gewendeten Zug des Weltinhalts, und wenn jenes in bezug auf das Ich den Trieb nach dessen Erhaltung anzeigt, so stellt vom gleichen Punkte gesehen dieses dar: den nach Schwächung und Lösung des Ichs und nach Überlieferung seiner an die Lockung des Bildes. Mit dem Erhaltungstriebe des wollenden streitet im fühlenden

Digitized by Google

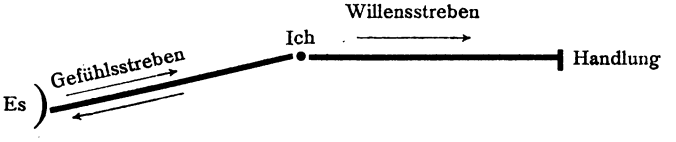
Streben der Hingebungstrieb, dessen denkbare, wenn auch selten erreichte Vollendung wäre: Untergang des Existenzbewußtseins durch Brechung des Ichs zugunsten der Kraftüberlassung an einen außerpersönlichen Weltinhalt.

Den entselbstenden Charakter mindestens des zentralsten aller Gefühle, der Liebe, hat die Weisheit und Dichtung aller Zeiten geahnt und mit teilweise lichtvollen Worten ausgemalt, die Philosophie dagegen — wenigstens im Abendlande und von einzelnen Denkern der Romantik abgesehen — fast immer verkannt. Gewohnt, die Tätigkeit der Vernunft für das Urbild alles Geschehens zu halten, neigten die Philosophen zur Unterordnung auch des Gefühls unter die Leistungen des Geistes und haben der modernen Wissenschaft, wenn schon nichts Besseres, so doch das Unvermögen hinterlassen: Macht, Fülle, Intensität des Innenlebens anders zu denken denn als entsprechende Heftigkeit der Selbstbetätigung (sei es nun egoistischer oder altruistischer), ungeachtet schon die Sprache für alle spezifisch heftigen Gemütszustände dem Ich die Rolle der Passivität zuteilt: wir erinnern an „Pathos", „Passion", „Leidenschaft"! Einer traditionellen Verkehrung zufolge ist das Denken der Heutigen blind geworden für die ganze Sphäre des Selbstopfers und der nur in ihr erleidbaren „Empfängnis" oder „Konzeption"; glaubt echte „Werke" z. B. des „begnadeten" Künstlers, Dichters, usw. noch höher zu heben, wenn es sie „Taten" heißt, entwürdigt mit den absurdesten Deutungen das leuchtendste aller Vergangenheitsphänomene: das Tragische und Heroische, und hat vom leicht mißverständlich sog. Unbewußten im allgemeinen grade noch so viel übrig behalten, um es nach Belieben verwechseln zu können mit der Bewußtlosigkeit!

Diese polemische Erinnerung war nötig, um das Befremdende einer Theorie abzuschwächen, die im äußersten Gegensatz zum herrschenden Denken nicht etwa nur in der Liebe, sondern in jedem Gefühle den Selbsthingebungstrieb erkennen läßt. Bevor wir das für ausgesprochen „egoistische" Leidenschaften, z. B. den Haß, die Habsucht usw. plausibel machen, ist einer sich daraus ergebenden wichtigen Folge zu gedenken für den Unterschied des fühlenden und des wollenden Strebens. Mag schon jedes Streben — der Linie vergleichbar — einen Anfangspunkt, Verlauf und notwendigen Abschluß haben und als Streben folglich nicht dauern können, so gilt das doch in ganz besonderer Weise vom fühlenden. Im Wollen strebt und zwar in gerader Richtung zum endigenden Punkt der Tat das Ich, im Fühlen strebt auch das Ich und außerdem etwas gegen das Ich;

Digitized by Google

daher das Gefühl auf Polarität beruhend doppeltermaßen erlischt: durch Entkräftung des Ichs wie des dagegen gewendeten Inhalts. Jenes geschieht im „Außer-sich-geraten", dieses im Willensakt. Das Gefühl hat nicht sowohl ein Ende, als vielmehr es oszilliert zwischen



deren zweien; es ist ganz abgesehen von seinen spezielleren Indizien ein Zustand des inneren Widerstreites (der „πενία", des „Bedürfens!"), dessen längere Dauer zerrütten würde, woher es sich schreiben mag, daß auch die Hochgefühle der Liebe, Verehrung, Inbrunst usw. einen Unterton tiefen Wehes niemals vermissen lassen und weswegen das ethische Ideal des künstlichen Gleichmuts, der antiken „Ataraxie", sein Dasein wohl nicht nur dem Vormund „Vernunft" verdankt.

Mit dem zwar nicht naturgesetzlichen, aber der Regel nach eintretenden Untergange des nicht in sich selbst erlöschenden Gefühls im Willensakt macht das Ich dessen Angelegenheit zu der seinigen und realisiert das Ziel des Gefühlsinhaltes mit dem Instrument der Aktivität. Bedenken wir nun, daß der Wille als solcher „Dasein", „Selbstsein", Scheidung, Schranke, Zerstückelung will, so erklärt sich sogleich die größere Wahlverwandtschaft aller irgendwie scheidenden, will sagen negierenden Gefühle als der affirmativen zum Willensakte und daraus für die zugehörigen Strebungen eine größere Wahrscheinlichkeit, nach dieser Seite ihrer Vollendbarkeit abzufließen. Dem Wollen näher als etwa Mitgefühl, Ehrfurcht, Güte erachtet denn schon das unvorbereitete Denken ganz instinktiv z. B. den Haß, den Neid, die Mißgunst. Der typische „Täter" ist immer zugleich der „böse" Mensch, wohingegen die „Tugend" in „Unterlassungen" zu bestehen pflegt[1]).

Unsere Anschauung führt, wie man sieht, zum schroffsten Dualismus oder zur Notwendigkeit der Annahme zweier psychischen Substrate, deren eines im Daseinstriebe, deren anderes in einem Drange

[1]) Angesichts dessen möchte man dem Bibelwort: „Euer Wollen ist böse von Grund aus" den sehr tiefen Sinn beimessen, daß es die zerstörende Natur des Wollens überhaupt fixiere.

Digitized by Google

nach Hingebung des Daseins wirksam werde. Wir erleichtern uns die Darlegung des Systems der Triebfedern durch terminologische Fixierung beider, was nach allem Voraufgegangenen auch ohne allzu wagehalsigen Vorstoß auf den schwanken Boden der Metaphysik geschieht. Träger des Apperzeptionsvermögens oder des Ich-Prinzips ist nach dem Zeugnis bereits der ältesten Philosophien der Menschheit der „Geist", dem im volkstümlichen Sprachgebrauch die „Welt" gegenübersteht. Ihn feiert mit seinem Lob der „Besonnenheit", mit seinem „Kenne dich selbst" (wovon die geheime Bedeutung „Kenne das Selbst") der Apollinismus der Griechen, ihn realisiert, worauf noch zurückzukommen, die berühmte jüdisch-christliche Forderung der „Nächstenliebe" und ihn bekennen mit monumentaler Einseitigkeit die Systeme beinahe aller Philosophen, sofern sie die prima causa des Weltinhalts, wenn auch in den verschiedensten Formen, nach Analogie des Ichs begreifen: als „Ur-Ich", „bewegend Unbewegtes", „Wille", „Absolutes", „Gott" usw. — Die „Welt" andrerseits ist zwar nicht, wie die Philosophen irrten, ein Derivat des Geistes, wohl aber allerdings sein Werk, weshalb wir in bezug auf sie den populären Sprachgebrauch nicht mitmachen dürfen. Was er wirklich vorfindet, ist keineswegs die Welt; doch geht schon in die erste und einfachste Form seiner Tätigkeit, in den Wahrnehmungsakt, als Empfindungsinhalt ein Fremdes ein, dem er, wie gezeigt, vorübergehend verfallen kann: wir nennen es das Element.

Da hiermit zum ersten und einzigen Male innerhalb dieser Ausführungen die Grenzen einer Lehre von den bloßen Substraten verlassen werden und ein Schritt geschieht in das heute schlechtweg unbekannte Gebiet der psychischen Substanzen, so mag es gut sein, die Begriffe noch etwas aufzuhellen auch abgesehen von einem unmittelbaren Gewinn für die Charakterkunde. Und zwar sei für den Begriff des Elementes in Kürze die Frage erwogen, wie es sich unterscheide vom Empfindungsinhalt und ob nicht im Grunde beides dasselbe sei. — Wir haben im Laufe des Kapitels und auch sonst das Wort „Inhalt" einige Male für das im Bewußtsein herrschende „Bild" gebraucht, das Symptom für die Gegenwärtigkeit des Elementes wäre. Die Analyse zerfasert nun das „Bild" in Empfindungsinhalte; allein sie gewinnt damit nicht sowohl das Element als den autonomen Rest, der vom Objekt zurückbleibt nach Abstreifung aller Züge, die ihm der Geist verlieh. Aus der Unverrechenbarkeit des Empfindungsinhalts spricht als unumstößlich das Dasein eines Außergeistigen, sozusagen Welthaften, kurz Elementaren. Er ist die nicht wegzu-

Digitized by Google

beweisende Wirkung davon im Denkbewußtsein, so etwa wie die Schmerzempfindung eines, der sich daran gestoßen, vom Dasein des Granites zeugt. Er bildet wirklich den „Stein des Anstoßes" für die Weltflüchtigkeit platonisierender, für die Lebensfeindlichkeit teleologischer Systeme, wie umgekehrt die pièce de résistance aller Sensualisten. Allein er verrät nur und zeigt an, nicht offenbart er und bringt zur Erscheinung. Der nur im Rausch erleidbaren Elementarvision sieht der dürftige Bewußtseinsrest „Empfindungsinhalt" um nichts ähnlicher als das Schwanken der kleinen Kompaßnadel, woraus wir den Erdmagnetismus erschließen, dem Nordlicht, worin er sichtbar wird. Der Einwand, das Nordlicht „bestehe" doch nicht aus Kompaßnadelschwankungen wie das „Bild" aus Empfindungsinhalten, wäre eine Verkennung der Natur des „Bildes", mag aber Anlaß geben zur Verdeutlichung der Sache noch auf andere Weise.

Wenn die Welt zwar kein Derivat, wohl aber ein Werk des Geistes ist, so muß ihr Verhältnis zu ihm sich vergleichen lassen demjenigen des Materials, aus dem es besteht, zum fertigen Kunstwerk. Es sind nun zwei ganz verschiedene Erlebnisse, in denen wir das Material, z. B. der Plastik, den Stein an sich, begreifen oder im Sinne seiner Tauglichkeit für die skulpturelle Aufgabe. Der kaum in Worte zu fassende „Eindruck" des Felsblocks macht einem Dinge mit wenigen „Eigenschaften" Platz, wofern wir ihn sehen unter dem Gesichtswinkel seiner Verwendbarkeit für Bildhauerzwecke. Und um nichts weniger ärmer an Qualitäten erscheint gegenüber dem „Element" dasjenige, was von ihm hereinragt in den Auffassungsakt als dessen außergeistiges Material, d. h. als Empfindungsinhalt.

Was ferner den Geist betrifft, so könnte die Gegenwart mit Fug seinen Antagonismus zur Welt bezweifeln. Allein wir brauchen uns nur an Zeitalter zu wenden, die nicht wie das heutige eine utilitare, sondern wirklich geistige Richtung verfolgten, um auch sofort ihr tiefes Zerfallensein mit der Welt der Sinne bestätigt zu finden. Nicht Almosengeben oder gar altruistische Duldsamkeit war höchstes Gebot der noch streitenden Kirche des Mittelalters, sondern „Weltverleugnung" und Verschmähung des Eros. Für eine viel ärgere Versuchung des Teufels als den erst später moralisch verpönten Eigennutz nahm sie die farbige Dämmerung der „Weltlichkeit" mit ihrem noch jetzt nicht ganz vertilgten Bilderdienst des Heidentums. „Verflucht seien alle, die Bilder machen", lautet ein Anathem der Kirchenväter (oder wie Tauler sagt: „Der Mensch muß sich verbergen vor allen Bildern und Formen"), und nicht nur dem Sexus entsagte

Digitized by Google

mit dem Schwur der Keuschheit die „Gottesbraut", sondern sie richtete so auch als „sündige Lust", was für die Antike von unantastbarster Würde war: die körperliche Vollkommenheit. Ihr Gott ist nach dem Zeugnis seiner Verkünder „Geist", und das Reich des Geistes war „nicht von dieser Welt".

Man könnte indessen auf die Künste verweisen, insonderheit auf die Baukunst, auf die Farbenglut der Gotik, auf die berauschte Buntheit in den Büchern, Gewändern, öffentlichen Festen gerade dieser Epoche, und andrerseits auf die visionären Zustände so vieler Asketen, auf die „unio mystica" und ihr Symbol, die Eucharistie, um endlich wohl gar, wie es wirklich geschehen, im Mittelalter die bisher leuchtendste Blüte der ekstatischen Fähigkeiten des Menschen zu erblicken. Weit über die Schranken hinaus, die wir uns hier gezogen, würde demgegenüber an dieser Stelle der Nachweis führen, daß die sinnliche Seite der genannten und aller sonst irgend ähnlichen Erscheinungen, so gewiß sie der Geschichte des Christentums angehört, doch tatsächlich die Zerlösung, den widerstrebenden Untergang und das Verzucken bezeichnet des Heidentums, dessen Abendrot sich flammend vermischt mit der kalten „Klarheit" des geistigen Jenseits. Nur der vermeintlichen Ekstase der Anachoreten und Heiligen wollen wir (nachfolgender Erörterung vorgreifend) mit einigen Worten gedenken.

In völliger Unkenntnis des Daseins zweier Substanzen von unversöhnlicher Gegensätzlichkeit pflegen neuere, teils okkultistisch gefärbte; teils auch psychologische Versuche einer Deskription und selbst Erklärung der ekstatischen Phänomene diese kritiklos zusammenzuwerfen mit den „Verzückungen" und „Gesichten" der Eremiten, und damit wieder einmal hinter dem Wißbaren verwunderlich zurückbleiben, nämlich um mehr als ein volles Jahrtausend! Augustinus bereits kannte und Papst Benedikt XIV. vollends brachte in feste Regeln die Unterschiede des elementaren Rausches, der nach unseren Darlegungen allein den Namen Ekstase verdient, von der geistigen sogenannten Ekstase, die ausschließlich nach den hier völlig zutreffenden Anschauungen der Kirche „Heiligkeit" verbürgt, wohingegen die andere (und eigentliche) als eine Art niederer Besessenheit gedeutet wird, die allermindestens profan, sehr oft aber auch teuflisch ist[1]). — Um aber zu begreifen, warum man die „unio mystica"

[1]) Wichtiges Material bei Görres, Christl. Mystik, Bd. II, 2, S. 288—304. Görres seinerseits nennt die elementare Ekstase die „magische", die geistige dagegen die „mystische" und führt als unterscheidendes Merkmal jener vor allem auf ihre den Kreisläufen der Natur korrespondierende Periodizität.

Digitized by Google

jemals überhaupt für eine Gattung der Ekstase halten konnte, müssen wir uns gegenwärtig halten, was weiter unten genauer erläutert wird, daß das Ich oder Selbst, worin, wie wir sahen, der Geist zur Erscheinung kommt, nicht identisch sein könne mit dem persönlichen Ich: weshalb in dem Maße, als dieses in jenem gebunden wird, allerdings ein Heraustreten geschieht aus sämtlichen Personalinteressen, wie es die bekannte Ordensregel mit „Armut, Keuschheit, Gehorsam" fordert. Höherer Gottnähe teilhaftig und nicht gleich dem dionysischen Mysten „vergottet" ist der „pater ekstaticus" von seiner Person, nicht aber vom Ich gelöst, sondern nur noch inniger mit ihm verbunden, und andrerseits auch nicht etwa eines mit dem Weltinhalt, sondern nur noch schärfer von ihm gesondert oder im Spiegel seines eigenen Erlebens „über ihn erhoben" (objektiviert z. B. in den Phänomenen der Aufhebung der Schwere, der sog. **Levitation**). Und ebensowenig fließt je mit der Welt zusammen das absolute Ich oder Gott, wie es der (von der Kirche mit Recht verworfene) schwächliche Kompromiß des sogenannten Pantheismus will: da vielmehr das Ich nur ein anderer Ausdruck ist für das Bewußtsein der Unterschiedenheit und die Phrase vom „Weltgeist" sonach einen Widerspruch in sich selber birgt.

Von solchen etwas weitausgreifenden Erklärungen leite uns zu Näherliegendem und Vertrauterem der Hinweis zurück, daß der von uns postulierte Gegensatz dem antiken wie dem romantischen Denken geläufig war in Gestalt des Unterschiedes von Geist und Seele. Wie nämlich nur jener das absolute Ich, so repräsentiert nur diese das Element, daher sie wahrscheinlich als allverbreitet zu denken. Zwischen ihr und dem Leibe besteht kein Gegensatz, sondern sie ist von allem Körperlichen das mit ihm untrennbar eine Innenleben, und darum so wechselnd, ewig flutend, niemals beharrend wie das kreatürliche Werden und Vergehen: dem unablässigen Schwinden und Wachsen des Mondes als „sublunar" schon von den Alten verglichen und mit dem drohenden Gegenbilde vom „Reich der Himmel" aus dem Sein des Geistes streng verwiesen von den Gründern des Christentums. Der Antithese von Dauer und Wandel steht als in der Tiefe mit ihr identisch zur Seite diejenige von absoluter Aktivität und äußerster Passivität. Nur dem Geiste gehört die Tat, er „bezwingt", „herrscht", „überwindet", der Seele aber geschieht und widerfährt. Und wie die Tat dem Pfeil und dem Strahl verwandt, so ist der Selbstgott Apollon zugleich Gott des Lichtes und erscheint nur der Geist nach deutschem Sprachgebrauch „geweckt" oder „aufge-

Digitized by Google

weckt", wie andrerseits „umnachtet", während vom (menschlich niederen) Pathos der Seele Komposita zeugen wie „Seelenleid", „Seelenschmerz", „Seelenqual". Auch die Geschlechtsanalogie zwischen Geist und Mann, zwischen Seele und Weib ist tief begründet und kehrt im Griechischen wieder in der gleichsinnigen Antithese von ὁ νοῦς und ἡ ψυχή.

Solcher Anschauung gemäß ist nun jede Persönlichkeit in ihrem bestimmenden Kern aus zwei Substanzen gefügt, und es gehen alle Artunterschiede der Charaktere zurück auf das wechselnde Mischungsverhältnis von Geist und Seele. Jener trägt den Erhaltungstrieb, dessen kollaterale Funktionen Gegenstandsglaube und Wille sind, diese den Hingebungstrieb, den entselbstenden Drang, „schauend" zu verfluten. Die Seele ohne den Geist ist erlebbar, mag rhythmisch pulsieren in den subanimalen „Elementen" und mindestens vorwalten in der Tierwelt. Der Geist ohne die Seele dagegen wird weder gedacht noch vorgestellt, liegt als akosmisch vielmehr außerhalb der Inhaltsmöglichkeiten des Bewußtseins überhaupt und wird nur erschlossen aus den freilich unablässigen Wirkungen auf das Element in uns selbst, das unter seinem Strahl vereist und zerfällt. Er ist das „absolute" oder „exzentrische" Außen, die Seele das „natürliche" Innen; daher dem Dunkel und der Nacht verwandt, wie jener der dämmerungslosen Klarheit[1]). Aus dem Kampf ihrer beider im Zwitterbereich des Personseins erwächst das spezifisch menschliche Bewußtsein mit dem unterscheidenden Symptom des Selbstgefühls. Die Philosophie der Romantik nannte es treffend „Tagesbewußtsein" und seinen Gegenpol „Nachtbewußtsein", von dem in uns nur noch Ausnahmezustände, in den Tieren aber ganze Erscheinungsgruppen wie ein rätselhafter Ortssinn, gleichsam magische Witterungen und übervernünftige Fürsorgeinstinkte zeugen.

Wie schon bei der Nebenordnung von Mensch und Tier, so zerrinnt vor diesem Gedanken als neuzeitliche Absurdität die Annahme

[1]) Nennt man die Seele das Unbewußte, so hieße der Geist füglich das Außerbewußte, und es wären seelisch orientierte Bewußtseinsinhalte demgemäß als solche des Innenbewußtseins von den geistig orientierten zu sondern als des Außenbewußtseins. Verzichtet man aber auch auf Vermehrung der Namen, so bleibt es doch unumstößlich gewiß, daß unser Bewußtsein dem sichtbaren Bande des Spektrums ähnlich zwischen zwei Dunkelheiten ausgespannt so nach oben wie nach unten weitergeht in ein zugehöriges Nichtbewußtes. Nur auf der Basis dieses Wissens wären, um nur eines zu sagen, tatsächlich zu klären und nicht bloß mit den üblichen Begriffsspielereien die wichtigsten Fragen der sog. Erkenntnistheorie. Raum und Zeit z. B. gehören dem seelischen Unbewußtsein, Einheit und Kausalität dem geistigen.

Digitized by Google

eines sog. Fortschritts auch für diejenige Abfolge kultureller und politischer Zustände, die man „Geschichte" nennt. Dem innerhalb der historischen Menschheit stoßweise wirklich erfolgten Progreß weniger des Geistigen als der Ratio läuft parallel ein mehr als äquivalenter Verlust an Potenzen der Seele, und es bleibt denn Sache persönlicher Anteilnahme, ob man diese Einbuße beklage oder für jenen Gewinn sich erwärme. Wir lassen dergleichen Wertungen hier völlig beiseite und erläutern nur kurz mit dem Hinweis auf kulturgeschichtliche Konzentrationen die vier Grundkategorien der Persönlichkeitsartung.

Da Geist und Element naturgesetzlich divergieren, so kann sich zunächst einmal jener von diesem „befreien", es völlig von sich abschütteln wollen, in welchem Falle das Endziel seines Strebens außer der Welt oder „supra naturam" läge, wovon die Persönlichkeitsform der „transzendental" orientierte oder im engsten Sinne geistige Charakter ist, der in Gestalt sich kasteiender Mönche dem Mittelalter, als „insichgehender" Esoteriker dem Buddhismus das Gepräge gibt. Er hat in der heutigen Menschheit seine Bedeutung verloren und bleibt von unserer Besprechung ausgeschlossen. Das gleiche gilt von der gerade entgegengesetzten Mischungsform nicht nur lebendig widerstrebenden, sondern den Geist in der Ekstase brechenden Elementes, wovon wir das fremdartig gewordene Beispiel noch bei den „Naturvölkern" finden und einen durchweg mißverstandenen Niederschlag des Gedankens in der ihren Namen verdienenden Mystik[1]). —

[1]) Seit durch Nietzsche der dionysische Kult in das Licht metaphysischer Bedeutung gerückt und dadurch eine wesentlich neue Auffassung der Antike angebahnt wurde, sind „Ekstase" und „Rausch" zum Gemeingut der Meditation und zum bereits wieder vernutzten Ausdrucksmittel der Selbstverhimmelung geworden. Mit „Ekstase" rechtfertigt und empfiehlt sich nicht nur die Kunst in jeder Art und Abart, sondern etwa wohl auch einmal die Beschäftigung mit der Mathematik, der Automobilsport, das Glücksspiel, und wenn das so weiter geht, werden wir es noch erleben, daß die Stallmägde mit „Ekstase" Kühe melken und die Kanalarbeiter mit „Ekstase" Kloaken reinigen. Einen wohl nicht oft erreichten Umfang hat zurzeit solches Unwesen angenommen in den literarischen Auflobungskonventikeln einer sich theosophisch und symbolistisch gebärdenden Schöngeisterei, wo es das Weihrauchdüfteln der „Jünger" und „Epheben" nicht mehr zu stören pflegt, wenn der Cäsarenpurpur des „Meisters" ersichtlich aus dem Leihhause stammt! Hier haben wir es nicht mehr nur mit modischen Entgleisungen der Affektation zu tun, sondern mit spezifischen Erscheinungsformen der heute endemisch verbreiteten Hysterie. Für die unvergleichliche Seelenarmut und Nüchternheit der Gegenwart geben selbst diese ohnmächtig-absichtlichen Grimassen des Gegenteils den indirekten Beweis. Um so weniger dürfen sie uns täuschen über die Orgiastik der Antike, die irreführender Analogie gemäß nun auch

Digitized by Google

Da in beiden Komplexionen die streitenden Substanzen auseinanderstreben, so liegt der Effekt weniger in einem Reichtum von Spielarten der Persönlichkeit als von solchen der Aufhebung der Persönlichkeit. Ungeachtet der gründlichen Verschiedenheit ihrer vorherrschenden Substanzen zeigen sowohl geistige als elementare Epochen ein gewisses Zurücktreten der „Charakterköpfe" und der Individualitätsgefühle und dafür das Übergewicht allgemeiner und insofern gleichsam katholischer Lebensziele, die einander ähneln im Drange nach Sprengung der Schranken des Einzelseins. Auf der geistigen Seite wird das erstrebt durch Askese, „Selbstüberwindung", ja Selbstvergewaltigung und allgemein durch disziplinierten Verzicht auf Eigenwillen, worin etwa tibetanische Klosterorganismen der Gegenwart nicht wesentlich abweichen von denen der mittelalterlichen Christenheit, auf der elementarischen durch die Stimulation zum Rausch, die gleichfalls ihrer besonderen Technik fähig gern durch das Medium festlich bewegter Massen geht, wie u. a. in den orgiastischen Kulten der Antike und zumal des Dionysos. Beide Lebensrichtungen kreuzen sich in den Kultübungen mohammedanischer Derwische noch heute.

Dagegen tut sich uns sogleich eine unermeßliche Mannigfaltigkeit der Charaktere auf, wenn wir vom Auseinander der Substanzen zu ihrem Zueinander übergehen. Es kann sich der Geist dem Elemente und es kann sich das Element dem Geiste zukehren: jedes mit dem ihm zuinnerst einwohnenden Bedürfnis, den Gegner zu assimilieren, was zur Einleitung zwiefach unabsehlicher Prozesse führt. Ohne daß nämlich eines im anderen unterginge, überlagert nur und subsumiert mit unterschiedlichster Vollständigkeit sei es der Geist das Element, sei es umgekehrt, unter Preisgabe jeweils eines wesentlichen Teils seiner Eigenart. — Bemüht, das fließende Kontinuum der Welt in der Einheit des Ichs zu binden, prägt es der Geist zwar um zu kalkulierbarer Gegenständlichkeit, vertauscht aber seinerseits die absolute Einheit mit der nur relativen, nämlich der Zahl, und adaptiert sich das ihm fremde Medium der Zeit durch Selbstentfaltung in Grund und Folge. Dem Weltinhalt sein „Gesetz" aufzwingend, wird er selbst zur „Vernunft", d. h. zum Träger der Logik, die atomisierend Teil um Teil erobert und dennoch niemals ein Rätsel zu lösen vermag. Das beliebig graduierbare Übergewicht des rationalistischen Triebes be-

als hysterisch bedingt erschiene, wie man es irrenärztlicherseits gelegentlich ausgesprochen. Genug, daß ein moroses Geistesparvenütum die zeitgenössische Kultur verhäßlicht: es sollte uns wenigstens nicht verleiten zur Entwürdigung des Bildes der Vergangenheit!

Digitized by Google

gründet die dritte Spezies der Charaktertypen mit ihren naturgemäß zahlreichen Unterformen. Ihr tritt als vierte und letzte zur Seite diejenige des passionierten Charakters, in der das Element, durch das Bild ihn „fesselnd", im Bilde den Geist zu lösen trachtet, dafür aber seinerseits die Form des Gefühls annimmt, das ebensowenig (nur aus anderen Gründen) jemals ans Ziel kommt wie der Erkenntnistrieb.

Beide Gattungen, reich an Unterarten und mit meist nur geringer Akzentverschiebung kontemporän verbreitet, bezeichnen die Persönlichkeitsepochen der Geschichte wie das späte Griechentum, die Renaissance, die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und befassen in sich ausnahmslos alle Größen der historischen Menschheit. Wer unverschleierten Blickes solche Zeiten der großen Einzelmenschen und zumal diese selbst ins Auge faßt mit den rastlosen Anspannungen ihres Willens, den intermediär einsetzenden Anwandlungen tiefer Mutlosigkeit (als Rückschlag der vergewaltigten „Natur" zu deuten) und ihrer meist nur mühsam verhehlten Selbstqual, der wird als unerträglich die Legende verwerfen von der beglückenden Wirkung der Tat und nicht mehr zweifeln an der schismatischen Dualität der Persönlichkeit [1]). Doch bleibe nicht unerwähnt, daß nicht notwendig das Zueinander beider Substanzen zugleich ihr Gegeneinander bedeute, sondern bisweilen auch werden könne ein weniger schmerzhaftes Miteinander. Wie jenes in verschiedenstem Ausmaß bald den schlecht zentrierten und labilen, bald den uneinheitlichen, „disharmonischen", widersprüchlichen und endlich den „zerrissenen" Charakter ergibt, so dieses den „harmonischen", abgewogenen, ebenmäßigen, der um den Preis der vollen Unmittelbarkeit seiner Lebensäußerungen den Kompromiß eines Stils erwarb und im tatsächlich niemals zu schlichtenden Zwist der Urpotenzen gleichsam die kurze Pause eines Waffenstillstandes darstellt. So entsteht jener glückliche Schein von Synthese und Totalität, mit der u. a. ein Goethe den naiven Betrachter fesselt und — täuscht [2]).

[1]) Da mit der Mächtigkeit und Tiefe der Persönlichkeit sonach proportional die Größe der inneren Spannung wächst, so droht auch in gleichem Maße die Gefahr der Zerrüttung, und das allein ist die Ursache davon, daß wir an hochbedeutenden Geistern gelegentlich pathologische Züge sehen. — Die vom Konfusionsrat Lombroso dagegen ausgeheckte „Theorie" einer Verwandtschaft von „Genie und Irrsinn", insgleichen die sog. pathographische Richtung, die selbst wirkliche Größen mit „geistiger Minderwertigkeit" bemakelt, ist nur eine medizinisch aufgeputzte Sottise der Mediokrität.

[2]) Diese und ähnliche hier nur eben gestreiften Fragen würden in ein Kapitel von der „Tektonik des Charakters" gehören, dessen Ausführung wir uns für den vorliegenden Grundrißentwurf noch versagen.

Digitized by Google

Es gehört zu den unvermeidlichen Mängeln diskursiven Vortrags, daß er in Abfolgen auflöst, was vom selben Ganzen Teile oder Seiten sind. So holen wir erst jetzt den Gedanken nach, den die letzten Erörterungen ungesagt zum Teil schon mitenthielten und den wir auch streiften aus Anlaß der Winke über asketische Selbstverneinung. — Wir entwarfen vier Grundgestalten der Lebensrichtung, von denen die letzten beiden zwar individuell, die aber alle objektiv waren. Wir könnten aus ihnen die Allgemeininteressen und zumal des Kollektivgeistes ganzer Epochen, nicht aber herleiten die im engsten Sinne persönlichen mit dem ihnen wesentlichen Merkmal der Subjektivität. Wir kennen z. B. und glauben zu verstehen den Daseinstrieb, der sich einmal gegen die Seele behauptet, zum anderen ihr verfallend im Gefühl zerschmilzt; aber es fehlt uns bislang die Brücke von ihm zum Egoismus auf der einen, zur ganz persönlichen Passion auf der anderen Seite. Da wird es denn Zeit, sich zu erinnern, daß stets vom Ich als solchem die Rede war, d. h. einem Faktum, welches für sich genommen nirgendwo vorkommt. So gewiß das Ichgefühl ein fraglos identisches Teilerlebnis aller tagbewußten Wesen bildet, so gewiß doch spielt es sich ab nur in Kombination mit etwas anderem oder als nicht zu trennendes Indizium des jeweils besonderen Ichgefühls, d. h. des persönlichen. Vom generellen oder dem Ich an sich muß deshalb unterschieden werden das personelle und es erhebt sich die Frage nach der bestimmteren Natur dieses Unterschiedes.

Die Antwort darauf ist vollständig vorbereitet. Wir wissen bereits, daß der Seele die Zeit inhäriert, daß sie Bilder abgewandelt wiedererlebt auf Grund hinterbliebener Erinnerungsspuren. Die Einerleiheit des Ichs, ihrem proteischen Elemente eingepflanzt, gibt als ein Festes für jene notwendig das krystallisierende Zentrum ab, um dermaßen selbst beladen zu werden mit dem ihm ursprünglich Allerfremdesten: mit „Geschichte“ oder „Vergangenheit“. Aus dem generellen wird das persönliche Ich durch Lokalisation in der Zeit, und das unterscheidende des für jedermann eigentümlichen Ichgefühls ist sein persönliches Gedächtnis. Wir haben jetzt alle erforderlichen Grundbegriffe, um das System der Triebfedern (versteht sich nur in seinen markantesten Zügen) darzulegen.

Digitized by Google

VII. KAPITEL.

Entwurf des Systems der Triebfedern.

Der auf Bemeisterung der Welt gerichtete Geist, den wir Vernunft genannt, bildet die Grundlage nicht nur für den Erkenntnistrieb, sondern für die Logisierung des Bewußtseinsinhalts überhaupt, die einer allbekannten Dreiteilung gemäß in dreifacher Richtung wirkt: in spezifisch logischer, in ästhetischer und in ethischer. Der ersten Richtung entspricht von den Trieben der Wille zur Denkbarkeit oder die logische Vernünftigkeit (Tab. III A 1) — der zweiten: zur Logisierung des Anschauungsstoffes oder die ästhetische Vernünftigkeit (A 2) — der dritten: zur Determinierung des Handelns aus dem Erhaltungsprinzip oder die praktische Vernünftigkeit (A 3). Die Neben- und Unterformen von 1 und 2 erläutern sich nach der Tabelle von selbst, nur über 3 ist noch etwas anzufügen.

Vor die Aufgabe der Bewertung des Menschen gestellt, muß die Vernunft an ihm schätzen, daß er Träger des Ichs oder Geistes ist und nichts außerdem! Es hat darnach Geltungsanrecht nicht etwa hohe Abkunft, Rasse, Adel der Gesinnung, Schönheit, körperliche Stärke, sondern die Tatsache „Mensch“ als solche und es hat Vorzugsrecht die größere Stärke der Ichbejahung, die z. B. die Vertilgung der „Naturvölker“ durch die „Zivilisation“ begründet. Als besonders zugkräftig im Dienste der praktischen Ethik erwies sich die jüdisch-christliche Formel der „Nächstenliebe“[1]), die im Mantel des allermäch-

[1]) Die berühmte Formel: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ enthält mindestens zwei grobe Irrtümer. Einmal den, daß sie ein Gefühl, ja das zentralste Gefühl, die Liebe, kommandieren zu können glaubt. Möglicher Gegenstand des „Sollens“ ist selbstverständlich immer nur ein äußeres oder inneres Tun, niemals ein Pathos! Ferner den anderen noch gröberen und in mehr als einer Beziehung verdächtigen der Annahme einer Selbstliebe. Da, wie wir gesehen haben, Liebe gerade in der Aufhebung des Selbstgefühls, allermindestens aber in einem Drange

Digitized by Google

tigsten Gefühls verbirgt, was erst gedeiht aus dessen Zertrümmerung: die unterschiedslose Achtung des Menschentums. Etwas liebhaben heißt, es lieberhaben; das geneigte Gefühl ist gar nicht zu denken ohne das mindergeneigte, das abgeneigte. Die Liebe bevorzugt, der Haß befehdet und beide sind gleichermaßen parteiisch. Die Ethik dagegen fordert ihrer beider Unterdrückung und will unser Urteil „ohne Ansehen der Person", d. h. unter Ausschluß des Gefühls von einer Instanz, die jenseits instinktiver Entscheide steht. Daher zwischen „Pflicht und Neigung" der niemals ganz zu behebende Widerspruch! Den inneren Dualismus wenigstens hier erkannt und Herzenswünsche mit dem Postulat der Vernunft als „kategorischem Imperativ" oder reinem „Sollen" entrechtet zu haben, gereicht zum Lobe dem Scharfsinn Kants, hat aber leider doch nicht eingeschränkt den zurzeit sogar „naturwissenschaftlichen" Glauben an die Herkunft des Gewissens aus — Sympathiegefühlen!

Wir entwickeln an zweiter Stelle die entsprechenden Formen der Selbsthingebung. Der Weltinhalt bewirkt im Subjekt dessen Liebe zu ihm. Bei genereller Selbsthingebung verfällt ihm nun die Vernunft des Menschen, d. h. sein allgemeines Ich oder Selbst, das keine Bilder kennt, sondern Gegenstände, und darum auch angezogen und „gefesselt" wird erst durch das Medium der Begrifflichkeit oder der sog. Idee. Wir haben im Deutschen dafür die bewunderungswürdig schlagende Wendung von der „Liebe zur Sache" und meinen das nämliche mit der Begeisterung und zwar im Gegensatz zur Leidenschaft: womit denn die früher gestellte Frage nach dem Unterschiede beider zum Teil schon dahin beantwortet wäre, daß jene zumal das Pathos der Vernunft betreffe. Es macht aus ihrem logischen Trieb die Liebe zur Wahrheit oder den begeisterten Erkenntnisdrang (A′ 1), aus ihrem ästhetischen die Schönheitsliebe (A′ 2)

---

darnach besteht, so liegt ihr am meisten fern eben die Selbstbeziehung, an die mit obiger Formel appelliert wird. Wer jemals wirklich geliebt hat, weiß auch, daß die Liebe ihren Gegenstand höher stellt als das eigene Ich, daß sie ihn wie etwas Göttliches verehrt und sich für ihn zu opfern bereit ist. (Man denke nur etwa an Mutter und Kind!) Wer umgekehrt die Selbstschätzung — denn um diese handelt es sich in Wahrheit — aufrufen zu müssen meint, um Gefühle gegen andere festzustellen, von dem wird es wenig glaubwürdig erscheinen, daß er seinerseits der Liebe fähig sei. — Für den Kenner der Entstehung des Christentums ist übrigens die Tendenz solcher Fehlformulierung unschwer verständlich aus den Bedürfnissen einer Rasse, die, um sich selber durchzusetzen, mit der Maxime einer „ausgleichenden", d. h. nivellierenden Gerechtigkeit zunächst einmal brechen mußte die Vorrechte aller Großen und Mächtigen.

Digitized by Google

und aus ihrem ethischen den moralischen Idealismus (A′ 3) oder jenen auf die „Menschheit" bezogenen Eros beglückenden Schwärmens für „schöne Seelen", der die lebendigste Seite des Rausches der Geister in der philanthropischen Hälfte des 18. Jahrhunderts war[1]). — Wie oben die Herzlosigkeit der Vernunft, so sei analog hier nochmals betont die Parteilichkeit der Begeisterung. Philanthropie kann ungerecht, Schönheitsliebe geschmacklos und heftigster Wahrheitsdrang kritiklos sein. Ja, mit seinen zum „Urgrund" gravitierenden Verallgemeinerungen wob gerade er am Verhängnis der zähesten Irrlehren mit.

Wir kommen zum persönlichen Selbst und zwar zunächst zu seiner Erhaltungstendenz, an der wir eine mehr aktive Seite oder den Trieb nach persönlicher Machterweiterung unterscheiden müssen von einer mehr passiven oder dem Selbstbewahrungstriebe. Zufolge der Gattung der ihm in erster Linie vorschwebenden Gegenstände weist der Selbsterweiterungstrieb (B 1) mindestens drei Varietäten auf: die Form des Verlangens nach äußeren Gütern (Erwerbssinn, Eigennutz) — nach Hegemonie über Nebenmenschen (Herrschsucht) — und nach Auszeichnung (Anerkennungsbedürfnis, Ehrgeiz[2])). — Der persönliche Selbstbewahrungstrieb (B 2) tritt als Vorsicht auf, Berechnung, Furchtsamkeit, in schwächeren Charakteren auch als List und Verschlagenheit. — In seinem Wirkungsfelde gestört oder eingeengt wird der Egoismus endlich zum persönlichen Selbstwiederherstellungstriebe (B 3) mit der mehr tätigen Form des Vergeltungsdranges und der mehr passiven des Neides.

Wir kennen damit den psychischen Sinn des Unterschiedes zweier Kategorien, die seit mehr als einem halben Jahrhundert das ethische Denken tyrannisieren, des Egoismus und des Altruismus. Beide sind zunächst von einem ganz verschiedenen Grade der Allgemeinheit: jener bezeichnet den persönlichen Selbstsinn als solchen, dieser von der Erhaltung des Geistes nur eine Seite, nämlich die praktische. Zum Egoismus die Antithese bildet nicht er, sondern die Vernünftigkeit und beides sind nur andere Namen für den Unterschied der obersten Willensziele des persönlichen Ichs und des generellen. Allein solcher Gegensatz, wie sehr er die Einzelfälle

[1]) Diesen Zug hat Feuerbach Tuismus genannt: d. i. Neigung zum Du, nicht aber Achtung des „alter" oder des „Nächsten", welche der „Altruismus" fordert.

[2]) Eine vierte Grundart des Egoismus bildet der Anspruch auf Liebe, dessen Ressentiment die Eifersucht: was wir in unserem nur um den Grundriß bemühten Schema beiseite lassen.

Digitized by Google

Tabelle III. **System**

Lösung der psychischen Kraft.
Selbsthingebungstrieb.

I′ II′

Rausch ←« Geistabkehr. Geistzukehr. »→ Passion.

A′ Begeisterungsvermögen (generelle Selbsthingebung).
(„Idealismus", „Liebe zur Sache". Intellektuelle Leidenschaft.)
1. **Liebe zur Wahrheit.** — Erkenntnistrieb.
2. **Liebe zur Schönheit.** — Schönheitsdurst. (Sensualität.)
3. **Liebe zur Menschheit.** — Moralisches Pathos. Philanthropie. Humanität. „Tuismus". Schwärmerei.

B′ Leidenschaftlichkeit (personelle Selbsthingebung).
1. **In aktiver Form.** — Passioniertheit. „Leidenschaften". Begierden. — Varietäten: Ehrsucht. Habsucht. Spielsucht. Trunksucht. Geiz. Rachsucht. Geschlechtsbegierde.
2. **In passiver Form.** — Liebefähigkeit. Bewunderungsvermögen. Verehrungstrieb. Ehrfürchtigkeit. Inbrunst. Hingebungsdrang. Aufopferungsfähigkeit.
3. **In reaktiver Form.** — Teilnahmefähigkeit. Mitgefühl. Barmherzigkeit. Milde. „Menschlichkeit". Duldsamkeit. Weichherzigkeit. Nachsicht. „Gemüt".

Mangel an Selbsterhaltungstrieb.

C′ Unvernünftigkeit.
1. **In logischer Hinsicht.** — Sprunghaftigkeit. Mangel an Wirklichkeitssinn. Subjektivität. Illusionismus.
2. **In ästhetischer Hinsicht.** — Ordnungslosigkeit. Phantastik.
3. **In ethischer Hinsicht.** — Ungerechtigkeit. Unzuverlässigkeit. Pflichtvergessenheit. „Charakterlosigkeit". Gewissenlosigkeit.

D′ Mangel an Egoismus.
1. **Mangel an aktivem Egoismus.** — Uneigennützigkeit. „Selbstlosigkeit". — Willfährigkeit. Folgsamkeit. — (Bescheidenheit.)
2. **Mangel an passivem Egoismus.** — Sorglosigkeit. Arglosigkeit. Unachtsamkeit. Unverständigkeit. „Unverstand". Leichtsinn.

Mangel an Selbstbeherrschungsfähigkeit.
(„Neigung > Pflicht"): I. Grundform B > A = Maßlosigkeit.
II. „ B′ > A = Hinreißungsfähigkeit, Fessellosigkeit, Zügellosigkeit, Schrankenlosigkeit.
III. „ C′ > A = Haltlosigkeit.

Lebensgrundstimmung: Passivität (Gefühl, Pathos, „Herz").
Stimmungspole: Freude (Heiterkeit) — Trauer (Schwermut).
Pole des Selbstgefühls: Stolz — Demut.

Digitized by Google

der Triebfedern.

Bindung der psychischen Kraft.

II. **Selbsterhaltungstrieb.** I.

Vernunft ←« Weltzukehr. Weltabkehr »→ Geist.

A. Vernünftigkeit (generelle Selbsterhaltung).

1. **Logische Vernünftigkeit = Wille zur Denkbarkeit.** — Tendenz nach Objektivität. Sachlichkeit. Wirklichkeitssinn.
2. **Ästhetische Vernünftigkeit = Wille zur Anschaulichkeit.** — Geschmacksbedürfnis. Ordnungssinn. Organisationstendenz.
3. **Ethische Vernünftigkeit = Wille zur Gleichheit.** — Selbstachtungsbedürfnis. Gefühl des Sollens. „Kategorischer Imperativ". Pflichtgefühl. Gewissen. „Altruismus". Verantwortlichkeitsgefühl. „Charakter".

B. Egoismus (personelle Selbsterhaltung).

1. **Aktiver Egoismus = pers. Selbsterweiterungstrieb.**
   Eigennutz. Erwerbssinn.
   Herrschlust. Dominationstrieb. Ranggefühl.
   Ehrgeiz. Anerkennungstrieb. Auszeichnungsverlangen.
2. **Passiver Egoismus = pers. Selbstbewahrungstrieb.**
   Vorsicht. Umsicht. Wachsamkeit. Berechnung.
   Argwohn. Mißtrauen.
   Verschlagenheit. Falschheit. Heuchelei. Listigkeit.
3. **Reaktiver Egoismus = pers. Selbstwiederherstellungstrieb.**
   Vergeltungsbedürfnis. Rachetrieb.
   Spottsucht. Boshaftigkeit. Grausamkeit.
   Neid. Abgunst. Schadenfreude. Hämischkeit. Heimtücke.

Mangel an Selbsthingebungstrieb.

C. Mangel an Begeisterungsfähigkeit.

Nüchternheit. Pedanterie. Trockenheit.
Unsinnlichkeit. Verstandesherrschaft.
Kälte. Strenge. Unnachsichtigkeit.

D. Mangel an Liebefähigkeit.

1. **In aktiver Form.** — Härte. Rücksichtslosigkeit. Unduldsamkeit. Hartherzigkeit. Mitleidlosigkeit. Erbarmungslosigkeit.
2. **In passiver Form.** — Gefühllosigkeit. Teilnahmeunfähigkeit. Herzlosigkeit. Hinreißungsunfähigkeit. Unempfänglichkeit.
3. **In reaktiver Form.** — Tendenz zur Kritik. Überlegenheitsgefühl.

Selbstbeherrschungsfähigkeit.

(„Pflicht > Neigung"): I. Grundform $A > B$ = Mäßigung.
II. „ $A > B'$ = Widerstandskraft. „Selbstüberwindung". Zurückhaltung.
III. „ $A > C'$ = Standhaftigkeit. Festigkeit.

Aktivität (Wille, Intellekt, „Kopf").
Macht (Erfolg) — Unmacht (Mißerfolg).
Selbstvertrauen — Selbstzweifel.

Digitized by Google

sondern möge, hat kein metaphysisches Korrelat: Erhaltungswille spricht aus beiden Trieben, einmal des Subjekts, zum andern des Geistes im Subjekt. Man bleibt auf derselben Seite und zwar der Ratio, ob man zur Norm des Verhaltens nun die persönliche Freiheit mache, den ausbeuterischen Einzelwillen, ja mit Stirner die solipsistische Einzigkeit der eigenen Wünsche oder aber das Allgemeininteresse, das „Wohl der Menschheit", die „Nächstenliebe". Man bleibt ein Woller, ein Selbstler, ein „Egoist": das Wort buchstäblich verstanden und nicht in seinem engeren Sinne. Und man bleibt endlich mit alledem ein „geistiger" Mensch: wennschon nicht in der großartigen Form des mittelalterlichen Weltverneiners, so doch in der kleinlichen, opportunistischen, „toleranten" des an Zwecke glaubenden „Vernünftigen". Das wenigstens hat mit seiner tapferen Dialektik der soeben genannte Stirner zutreffend nachgewiesen, daß jede Art von Freigeisterei und Liberalismus nur den leitenden Gedanken des Christentums weiterführe, aber entbildlicht, schal geworden und ohne das Heiligkeitspathos der Kirche. „Im ‚los' vollenden wir die vom Christentum empfohlene Freiheit, im sündlos, gottlos, sittenlos usw." Indessen es wußten das anderthalb Jahrtausende vor ihm auch schon die Heiden, als sie den frühen Christen den Vorwurf des Atheismus machten, und sie wußten es kraft ihrer lebendigen Teilhaberschaft am nicht nur logisch, sondern substantiell antithetischen Prinzip entselbstender Weltlust. Nicht die Vernünftigkeit ist methaphysischer Gegner des Selbstsinnes, sondern die Leidenschaft, die kollaterale Disposition der Begeisterung.

Wir sind damit schon übergegangen zur Hingebungsform des persönlichen Ichs mit ihren an Zahl den Begeisterungen weit überlegenen Unterformen. Mehr nämlich noch als seiner Vernunft droht die Gefahr des Anheimfalls der Person des Menschen, was auch die Sprache verrät, wenn sie dem Sinn für Erwerb, für Ehre, Macht usw. ausdrücklich zur Seite stellt entsprechende Süchte darnach: Habsucht, Herrschsucht, Ehrsucht, Rachsucht, ja schlechtweg Selbstsucht. Süchte sind, wie schon Carus anmerkt[1]), ethisch odiose Leidenschaften, die nur unverhüllter zur Erscheinung bringen das jeder Passion Eigentümliche: die Person zu gefährden und so in ihren auflösenden Bann zu ziehen, wie es der wägenden Vernunft geschieht durch jede heftige „Liebe zur Sache". Gemessen an Zielen kluger Selbstbewahrung ist unter den Leidenschaften keine, die nicht der Krankheit vergleichbar wäre.

[1]) Psyche. S. 302.

Digitized by Google

Auch in bezug auf ihre zweite Hälfte ist solcherart die schon berührte Frage entschieden nach dem Wesen des Gegensatzes von Leidenschaft und Begeisterung. Jene ist Liebe des persönlichen, diese des generellen Ichs. Wie der Geist auch „ergriffen" immer noch zum Allgemeinen neigt, so führt die Welthingebung der Person über die Etappe des Gefesseltseins vom Einzelnen und Konkreten. — Hier steckt, um von wichtigen Folgerungen nur eine zu nennen, ein wesentlicher Teil des psychischen Gegensatzes von Mann und Weib. Nichts scheidet auch heute noch die Typen schärfer als die Vorherrschaft der Begeisterung im männlichen, der Leidenschaft im weiblichen Charakter. Während der Mann in der Person der Geliebten z. B. gern seine höchste „Idee" verkörpert und immer bereit ist, die Wirklichkeit dem „Ideal" gemäß umzufälschen, so erspürt das Weib die Person noch in den erhabensten Gedankenflügen und ordnet ihr Geistiges konkreter Neigung unter. Daraus ergeben sich beiderseits charakteristisch verschiedene Selbsttäuschungen. Der Mann hat von Natur die schlechtere Menschenkenntnis, schweift leicht vom Besonderen zum Allgemeinen ab und bleibt oft zeitlebens blind so für die Vorzüge als wesentlichen Schwächen eines Weibes, das nur im ganzen seiner „Idee" entspricht. — Das Weib andrerseits bringt es fertig, „häßlich schön" und „schön häßlich" zu finden und für die abgeschmacktesten Torheiten durchs Feuer zu gehen, wofern sie nur der vertritt, der ihre Liebe gewann.

Analog der Dreiteilung auf der rechten Seite unterscheiden wir bei den Leidenschaften mehr aktive (B′ 1), mehr passive (B′ 2) und mehr reaktive (B′ 3). Die aktiven heißen auch Triebe im engeren Sinne, ferner „Bedürfnisse" oder „Begierden" und man wird bei ihnen am ehesten die entselbstende Funktion in Zweifel ziehen. Gleichwohl hat ihren pathischen Kern noch die spitzeste Selbstsucht, wie uns solche etwa im Geiz begegnet. — Nicht sich verteidigt in Todesgefahr der leidenschaftlich Geizige, sondern die Bürde seines Schatzes! Er besitzt nicht, sondern wird besessen; ist nicht Herr, sondern Sklave nämlich eines Idols und noch dazu eines falschen, für das er im Notfall sein Leben hingibt. Und gleiches gilt von der Lust am Spiel, der Ruhmsucht, der Geschlechtsliebe, kurz jeder Passion, wie sehr sie auch den Willen zu aggressiver Tat entzünde. Zu höchster Vollkommenheit aber und todüberwindender Glückseligkeit gelangt in der Liebe nur der passive Typus — die „schenkende Liebe", wie es Nietzsche nannte — mit dem eingeborenen Hange nach Selbstverströmung, der sich zarter äußert als Verehrungstrieb. — Reaktiv

Digitized by Google

endlich ist ein Hingebungsdrang, der nicht spontan entsteht, sondern geweckt werden muß durch affektiv erregende Anlässe von außen. Und zwar provoziert ihn am leichtesten die Vorstellung des Leidens; daher das „Mitgefühl" häufiger Mitleid als Mitfreude bedeutet. Die reaktive Liebe gilt mit Recht als die Prämisse von Nachsicht, Milde, Duldsamkeit usw., kurz jener Gefühlsanlagen, welche die deutsche Sprache ähnlich im sog. Gemüt verankert wie die ethischen Triebfedern im „Gewissen".

Unser Schema der Gefühlsqualitäten[1]) bliebe unvollständig ohne Beachtung des uns bekannten Gesetzes von der Doppelheit des Entstehungsgrundes so der psychischen Lösung als der Bindung. Wir brachten für jene bisher nur den Trieb in Anschlag ohne Rücksicht auf den Widerstand, für diese nur letzteren ohne Rücksicht auf die Größe des Triebes. Die Sprache hingegen hat auch die jenigen Zuständlichkeiten zu bezeichnen nicht unterlassen, die hervorgegangen aus relativer Abwesenheit des Gegenpols vom zugehörigen die Formen seiner Schwäche geben.

So stellt sie den Lösungsregungen an die Seite ebenso viele Arten des Mangels an Erhaltungstrieb und umgekehrt diesen die Varietäten des Mangels an Hingebung. Ersteres führt uns beim generellen Ich zum Gegenteil der Vernünftigkeit oder zur „Unvernunft" (C′): der bekanntermaßen eigentümlichen Schwäche so der Begeisterung als der Leidenschaft; beim personellen zu den unterschiedlichen Modalitäten des Mangels an Egoismus (D′), der als Uneigennützigkeit „Selbstlosigkeit", Willfährigkeit zwar belobt, als „Unverstand" und Sorglosigkeit aber gleichfalls getadelt wird; letzteres einmal zum Mangel an Begeisterung (C), der den logischen Trieb zu saftloser Nüchternheit, den ethischen zu unnachsichtiger Strenge entarten läßt; andrerseits zur Liebeunfähigkeit (D), für deren Unterarten wir zahlreiche Wörter haben wie: Hartherzigkeit, Gefühllosigkeit, Er-

[1]) Unberücksichtigt wurden gelassen die eigentlichen Affektgefühle wie Freude, Zorn, Trauer, Angst, Schrecken usw., für die nicht in gleicher Stärke und Häufigkeit unterschiedliche Dispositionen bestehen — von gewissen Ausnahmen abgesehen wie Jähzorn, Schreckhaftigkeit u. dgl., erscheint es wichtiger festzustellen, ob jemand überhaupt ein affektiver Typus ist oder das Gegenteil, was, wie wir wissen, zu den Fragen nach der Struktur des Charakters gehört —; ferner einige reaktive, wie Reue, Gewissensbiß, Schamgefühl, deren verwickeltere Psychologie das Grundrißmäßige unseres Schemas stören würde; ferner die Gruppe des Eigensinns, die wir in ihren erheblichsten Zügen den Energieformen angegliedert, sowie endlich jene schon ganz instinktiven Gefühle wie Sehnsucht, Heimweh, Mutterliebe, die gleich allen Instinkten nur noch an den Grenzen der Charakterkunde figurieren.

Digitized by Google

barmungslosigkeit; in reaktiver Fassung endlich, das sei hier ohne Beweis erwähnt, zum persönlichen Überlegenheitswillen und der Tendenz zu entsprechender Kritik. Die oft gerühmte „kritische Ader" ist Ressentiment aus Mangel an Liebe (D 3).

Mit wunderbarer Deutlichkeit endlich gibt unser Begriffsmechanismus den Sinn der Selbstbeherrschung: ein Wort, das, recht erwogen, allein schon das Dasein zweier Selbste verriete. Wenn die alltägliche Rede, man möge sich beherrschen (bemeistern, bezwingen, besiegen, überwinden usw.), überhaupt einen Sinn hat, so ist es der des Appells von einem als vielfach und wechselnd gedachten Ich des Menschen an ein anderes und zwar stabiles Ich. Auch das enthüllt uns die Sprache, daß dieses das generelle sei, indem sie vom Sichbezwingenden urteilt, er „gehe mit seiner Vernunft zu Rate" oder „nehme Vernunft an". Von „Mäßigung" spricht man, wo das auf Kosten vorzüglich des Egoismus geschieht, von „Selbstüberwindung", „Selbstverleugnung" bei Unterdrückung der Leidenschaft, deren uneingeschränktes Siegreichwerden umgekehrt ein „Sichvergessen" heißt.

Da mit der Deutung gerade zartester Übergangslinien im sprachlichen Bilde der Persönlichkeit der Wert des Systems die entscheidende Probe besteht, so weisen wir zum Schluß auf gewisse Verschiedenheiten in der Gesamtverfassung der Charaktere hin, die aus dem Vorwalten der Qualitäten jeweils einer Seite des Entwurfs entspringen. Bei überwiegend linksseitigen Charakteren wird eher von Trieben, bei überwiegend rechtsseitigen von Triebfedern oder analog dort vom Vorherrschen des „Herzens", hier des „Kopfes" die Rede sein, und es schwankt das Lebensgefühl jener zwischen den Polen „Freude" und „Trauer", das der anderen zwischen „Erfolg" und „Mißerfolg". Es erwachsen ferner daraus zwei Grundarten der persönlichen Selbstschätzung: die pathische des Leidenschaftlichen, deren Spielraum zwischen Stolz und Demut liegt, und die pathoslose des „Vernünftigen", die von der Selbstbewunderung bis zum Kleinmut reicht. So und nur so wird es verständlich, daß der königlichste Stolz bisweilen des Selbstvertrauens, dieses des Stolzes ermangeln muß, und daß die Würde ihrem Träger völlig andere Gesetze auferlegt als der in den Niederungen heimische Hochmut.

Digitized by Google